D 20 720 E

Der Stern

Juni 1978
104. Jahrgang, Nummer 6



DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

Juni 1978
104. Jahrgang
Nummer 6

Inhalt

Jahresabonnement:
Bestellungen über den Sternagenten der Gemeinde:
DM 20,— an Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Postscheckkonto Frankfurt 6453-604.
sFr. 21,— an First National City Bank, Genf, Konto-Nr. 100072, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
öS 130,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 8.00.

Botschaft der Ersten Präsidentschaft



DIE EINIGKEIT IN DER EHE

Präsident Spencer W. Kimball

Eine ehrenhafte, glückliche und erfolgreiche Ehe ist gewiß das Hauptziel eines jeden normal veranlagten Menschen. Die Eheschließung ist vielleicht die wichtigste aller Entscheidungen, vor die der Mensch im Laufe seines Lebens gestellt wird, hat sie doch weitreichende Wirkungen, denn von ihr hängt es nicht allein ab, ob wir in diesem Leben glücklich werden, sondern auch, ob wir ewige Freude erlangen. Darüber hinaus wirkt sie sich nicht bloß auf die zwei unmittelbar betroffenen Menschen aus, sondern auch auf deren Familien und vor allem auf ihre Kinder und Kindeskinder in vielen Generationen.

Bei der Auswahl eines Lebensgefährten für das irdische Dasein und für die Ewigkeit ist es unerläßlich, gründlich zu planen und nachzudenken, zu beten und zu fasten. Nur so kann man gewährleisten, daß man bei dieser wichtigsten Entscheidung im Leben zum richtigen Ergebnis kommt. In einer wahren Ehe müssen die Partner geistig und gefühlsmäßig miteinander harmonieren.

Viele Filme und Romane enden mit

einer Hochzeit, und jedesmal wird angedeutet, daß die Betreffenden „von nun an glücklich miteinander lebten".
Wir sind jedoch zu der Erkenntnis gekommen, daß die Trauungszeremonie als solche noch keine glückliche und erfolgreiche Ehe herbeiführt. Man kann nicht einfach durch einen Knopfdruck bewirken, daß man glücklich wird, denn es geht hierbei um einen Seelenzustand, den der Mensch in seinem Inneren entwickeln muß. Man kann das Glück nicht mit Geld erwerben, sondern muß etwas dafür tun.
Manche verbinden mit einem glücklichen Leben Bequemlichkeit, Luxus und ständigen Genuß. In einer wahren Ehe beruht das Glück jedoch auf Opferbereitschaft, Selbstlosigkeit und gegenseitigem Dienen.
Wenn zwei Menschen heiraten, deren Lebensumstände sehr verschieden voneinander sind, müssen sie bald nach der Trauung den Tatsachen ins Auge sehen. Sie müssen Verantwortung und neue Pflichten übernehmen, auf einige persönliche Freiheiten verzichten und sich selbstlos dem Partner anpassen.
Schon bald nach der Hochzeit merkt man, daß der Ehepartner Schwächen hat, die er sich vorher nicht hat anmerken lassen oder die man nicht an ihm entdeckt hat. Die Tugenden des anderen, die man vor der Ehe ständig im Vordergrund gesehen hat, erscheinen jetzt allmählich weniger bedeutsam, während die Schwächen des Partners, die vorher so geringfügig erschienen, nun ein beträchtliches Gewicht annehmen.
Nach der Hochzeit beginnt daher die Zeit, wo man lernen muß, Verständnis füreinander aufzubringen. Von nun an muß man den eigenen Charakter kritisch betrachten und mit gesundem Menschenverstand nachdenken und planen.
Oft sind die Eheleute nicht bereit, ihren Lebensstil den finanziellen Möglichkeiten anzupassen. Manche junge Ehefrau erwartet ein Leben voller Luxus. Dies führt dazu, daß sie einen Beruf ausübt, anstatt sich ihren





häuslichen Pflichten zu widmen. Für die Ehe bedeutet dies, daß die Partner in Wettbewerb zueinander treten, anstatt sich gegenseitig zu unterstützen. Nach der Arbeit kommen sie beide müde und mit angespannten Nerven nach Hause. Jeder ist stolz auf seine eigenen beruflichen Leistungen und fühlt sich vom anderen immer weniger abhängig. Zwangsläufig kommt es dabei zu Mißverständnissen.

Es ist nicht leicht, eine gute Ehe zu führen, und so gibt es in vielen Ehen Uneinigkeit und Versagen. Und doch ist es möglich, ein echtes, dauerhaftes Glück zu schaffen. Die Ehe kann den Menschen weitaus glücklicher machen, als er sich vorstellen kann, und dieses Glück ist jedem Ehepaar erreichbar. Jeder junge Mann und jedes junge Mädchen soll sich eifrig und gebeterfüllt einen Lebensgefährten suchen, mit dem das Leben so angenehm und harmonisch wie möglich verlaufen wird. Andererseits kann gewiß fast jeder gute Mann und jede gute Frau ein glückliches Leben und eine erfolgreiche Ehe führen, wenn beide Teile bereit sind, das Ihrige dafür zu tun.

Es gibt ein sicheres Rezept für eine glückliche, ewig währende Ehe, doch darf man — wie bei allen Rezepten — nicht die wichtigsten „Zutaten" vergessen oder bewußt etwas davon weglassen. Es ist wichtig, daß man den richtigen Partner auswählt; ebenso wichtig ist es, daß man nach der Trauung das gegenseitige Umwerben fortsetzt. Diese beiden Faktoren sind aber nicht von größerer Bedeutung als die Ehe selbst. Von beiden Teilen hängt es ab, ob die Ehe glücklich wird.

Auch finanzielle und soziale, politische und sonstige Umstände wirken sich möglicherweise auf die Ehe aus, doch in erster Linie hängt das Schicksal der Ehe stets von den beiden Partnern ab. Es liegt an ihnen, ob die Ehe glücklich und erfolgreich wird. Sie brauchen nur den festen Willen dazu zu haben und selbstlos und rechtschaffen sein.

Das Rezept ist einfach:

1. Man muß schon bei der Partnerwahl die richtige Entscheidung fällen. Jeder



soll nach einem Lebensgefährten Ausschau halten, der in allem, was für ihn wichtig ist, der Vollkommenheit so nahe wie möglich gekommen ist.

2. Beide Teile müssen, nachdem die Ehe geschlossen ist, äußerst selbstlos sein. Das Wohl der Familie soll bei jeder Entscheidung im Vordergrund stehen.

3. Auch nach der Hochzeit muß man sich gegenseitig umwerben und einander zeigen, daß man sich liebhat. Man muß freundlich zueinander sein und aufeinander Rücksicht nehmen. Nur so kann die Liebe lebendig bleiben und zunehmen.

4. Beide Teile müssen völlig im Einklang mit den Geboten des Herrn leben, wie sie im Evangelium Jesu Christi umrissen werden.

Wenn alle diese Faktoren im richtigen Verhältnis zueinander stehen und regelmäßig beachtet werden, ist es völlig unmöglich, daß die Eheleute nicht glücklich miteinander werden oder sich gar trennen. Auch Mißverständnisse müssen unter diesen Umständen aufhören. Wer sich mit dem Gedanken trägt zu heiraten, muß sich klarmachen, daß man in der Ehe viele Opfer bringen, vieles mit dem Partner teilen und sogar auf einige persönliche Freiheiten verzichten muß. Zur Ehe gehört auch, daß man lange und angestrengt sparen muß und Kinder bekommt, die finanzielle Belastungen mit sich bringen, viel Zeit und Fürsorge erfordern und viele Sorgen bereiten. Andererseits erfährt man in der Ehe die denkbar tiefsten und erhabensten Gefühle.

Wer noch nicht verheiratet ist, kann kommen und gehen, wie es ihm beliebt, und sein Leben nach eigenem Gutdünken planen und gestalten. Er kann sich selbst in den Mittelpunkt aller Entscheidungen stellen. Ehe die Verlobten die Ehe eingehen, sollen sie sich eines vergegenwärtigen: Beide Teile müssen sich ohne Einschränkung damit abfinden, daß das Wohl der Familie, die sie gründen wollen, stets über dem Wohl eines der Ehegatten stehen muß. Bei jeder Entscheidung ist zu bedenken, daß zwei oder mehr Personen davon betroffen sind. Wenn die Ehefrau wichtige Entscheidungen zu fällen hat, muß sie sich fragen, wie sich diese auf die Eltern, die Kinder, die Familie als Ganzes und das geistige Leben jedes einzelnen auswirken. Entsprechendes gilt für den Ehemann: Bei der Berufswahl und im gesellschaftlichen Leben, beim Umgang mit Freunden und bei allen seinen Interessen muß er berücksichtigen, daß er nur ein Teil der Familie ist und daß es zuallererst auf deren Wohl ankommt.

Das Leben in der Ehe muß nicht immer ruhig und ohne besondere Vorkommnisse verlaufen, doch es kann von tiefem Frieden geprägt sein. Selbst wenn ein Ehepaar mit Armut und Krankheit zu kämpfen hat, wenn es Enttäuschungen und Fehlschläge hinnehmen muß oder gar jemand in der Familie stirbt, kann der innere Friede erhalten bleiben. Die Ehe ist so lange erfolgreich, wie die Partner nicht selbstsüchtig werden. Gemeinsam ertragene Sorgen und Schwierigkeiten schweißen das Paar zu einer untrennbaren Einheit zusammen, sofern beide Teile selbstlos sind. Während der Wirtschaftskrise in den dreißiger Jahren ging die Zahl der Scheidungen deutlich zurück. Durch Armut, Fehlschläge und Enttäuschungen wurde die eheliche Bindung gefestigt. Während ein Ehepaar durch Not fester zusammenwachsen kann, kann Wohlstand die Bindung zerstören.

Durch völlige Selbstlosigkeit wird in einer erfolgreichen Ehe noch etwas anderes bewirkt: Wenn jeder Ehepartner ständig das Glück des anderen im Auge hat, nimmt die gegenseitige Liebe — sie beginnt in der Zeit des Werbens und wird in der Ehe vertieft — immer mehr zu.

Um in der Ehe wirklich glücklich sein zu können, muß man getreu die Gebote des Herrn halten. Niemals hat jemand, ob ledig oder verheiratet, das höchste Glück erfahren, ohne rechtschaffen zu leben.

Wer eine tiefe religiöse Überzeugung besitzt und dieser Überzeugung gemäß leben will, kann niemals glücklich sein, solange er in der Kirche nicht aktiv ist. Durch Inaktivität wird die Ehe zerrüttet. Die Ehe ist von Gott verordnet. Sie ist mehr als ein sozialer Brauch. Niemand wird ohne eine erfolgreiche Ehe erhöht. Lesen Sie die Worte des Herrn; er hat gesagt, daß es recht und angebracht ist zu heiraten.

Wenn zwei Menschen den Herrn mehr lieben als ihr eigenes Leben und sich dann auch gegenseitig mehr lieben, als ihnen das eigene Leben wert ist, werden sie zwangsläufig dieses erhabene Glück finden, sofern sie ihr Leben nach dem Evangelium ausrichten und in diesem Sinne zusammenarbeiten.

Mann und Frau sollen oft in den Tempel gehen. Sie sollten mit ihren Kindern gemeinsam beten und die Versammlungen der Kirche besuchen. Auch sollen sie völlig keusch leben — in Gedanken und Taten —, so daß sie alle ihre Gedanken und Wünsche und ihre ganze Liebe auf den Partner richten. Darüber hinaus sollen Sie gemeinsam beim Aufbau des Reiches Gottes mithelfen. Wenn sie dies alles beherzigen, werden sie inneres Glück finden.

Der Herr hat gesagt: „Du sollst dein Weib von ganzem Herzen lieben und ihr anhangen und sonst niemandem" (LuB 42:22).

Dies bedeutet ebenso uneingeschränkt: „Du sollst deinen Mann von ganzem Herzen lieben und ihm anhangen und sonst niemandem." Auch nach der Eheschließung halten sich viele weiterhin eng an ihre Eltern und Freunde. Manche Mutter will nicht darauf verzichten, wie früher Einfluß auf ihre Kinder auszuüben, und viele Ehemänner und Ehefrauen fragen ihre Eltern um Rat und ziehen sie ins Vertrauen, obwohl sie vor allem ihrem Ehepartner anhangen sollen. Über alle ihre intimen Angelegenheiten sollen sie nach außen hin Stillschweigen bewahren.

Die Eheleute sollen sich von ihren Eltern unabhängig machen. Sie sollen sie mehr als je zuvor lieben, und sie sollen ihren Rat schätzen und gern mit ihnen zusammen sein, doch müssen sie ihr eigenes Leben führen, selbständig und gebeterfüllt über alle Probleme nachdenken und ihre Entscheidungen allein fällen, nachdem sie den Rat derer gehört haben, die Rat erteilen sollten. Einander anzuhangen bedeutet nicht nur, daß man dasselbe Haus bewohnt, sondern daß man eine enge Bindung zueinander hat:

„Darum ist es gesetzmäßig, daß . . . die beiden . . . ein Fleisch (seien), und all dies, damit die Erde den Zweck ihrer Erschaffung erfülle,

und von der Zahl der Menschen bewohnt werde, entsprechend ihrer Erschaffung, ehe die Welt war" (LuB 49:16, 17).

Brüder und Schwestern, ich möchte betonen, daß dies die Worte des Herrn sind. Wir müssen sie sehr, sehr ernst nehmen, und niemand darf mit dem Herrn rechten. Er hat die Erde und die Menschen erschaffen; er kennt die Bedingungen. Er hat uns einen Plan gegeben, nach dem wir uns richten müssen, und wir sind weder intelligent noch gescheit genug, als daß wir ihn von diesen wichtigen Dingen abbringen könnten. Er weiß, was recht und wahr ist.

Bitte, denken Sie über dies alles nach. Fällen Sie eine gute Entscheidung bei Ihrer Eheschließung. Achten Sie darauf, daß Sie ein gutes Leben führen und Ihre Aufgabe in der Ehe richtig erfüllen.

(Aus einer Rede, die Spencer W. Kimball am 7. September 1976 an der Brigham-Young-Universität gehalten hat.)

Ändere dich selbst

Afton J. Day



Neulich habe ich eine alte Schulkameradin getroffen, und naturgemäß unterhielten wir uns über Ehemänner, über das Daheim und über Kinder. Um all das war unser Leben bereichert worden, seit wir das letzte Mal zusammengetroffen waren. Meine ehemalige Schulkameradin — sie hieß Ann — machte einige Bemerkungen, die zeigten, daß sie wegen der Situation ihrer Ehe mutlos war: „Du weißt ja, Johnny war nie sehr aktiv in der Kirche", und: „Ich habe damit angefangen, Kaffee zu trinken. Johnny tut es auch, und ich glaube, dann kann ich es ebenso." Letzteres klang ein wenig entschuldigend. Ich war ziemlich beunruhigt über Anns Worte.

Ein ähnlicher Fall: Ein Sonntagsschulleiter empfahl ein Buch, das Anregungen für ein besseres Familienleben enthält. „Was hat es für einen Sinn?" klagte ein neugetauftes Mitglied. „Es hilft ja nur, wenn nicht nur ich es lese, sondern auch meine Frau. Meine Frau liest aber nichts, was ich von der Kirche mitbringe!"

Vielen Mitgliedern sinkt der Mut, wenn über die ideale Familie gesprochen wird. Manche sind schon verzweifelt oder hegen gar feindselige Gefühle, wenn die celestiale Familie nur erwähnt wird — eine Familie, wo der Vater das Priestertum ausübt und seine glückliche Frau innig liebt und von ihr unterstützt wird. Viele können sich mit einer solchen Vorstellung nicht identifizieren und kommen gewöhnlich entweder zu dem Schluß, daß ihre Familie zu einem terrestrialen Dasein verurteilt ist oder daß sie, bewußt oder unbewußt, eine ablehnende Haltung gegenüber dem Familienmitglied einnehmen müssen, das der Schaffung einer celestialen Familie hinderlich ist.

Eine solche ablehnende Haltung scheint mir beinahe ein Versuch zu sein, in die Entscheidungsfreiheit des Betreffenden einzugreifen. Wir haben nur die Freiheit erhalten, über unser eigenes Handeln zu entscheiden, und sind auch nur für uns selbst verantwortlich. Es ist uns nicht erlaubt, Macht über andere auszuüben. Dennoch sollen wir als Mitglieder der Kirche andere begeistern und beeinflussen. Somit können wir erst dann etwas Sinnvolles unternehmen, wenn



wir erkannt haben, was wir dürfen und sollen und was die Entscheidungsfreiheit unserer Mitmenschen einschränken würde.
Die Ehe wird eintönig, und die Ehepartner werden vielleicht sogar verbittert, wenn einer von ihnen oder beide in die lähmende Gewohnheit verfallen, auf Unangenehmes lediglich zu reagieren, anstatt so zu planen und sich zu bemühen, daß eine angenehme Situation entsteht. Ein solches Verhalten führt gewöhnlich folgende Situationen herbei:
1. Man benutzt das Verhalten des Ehepartners als Entschuldigung dafür, daß man sich selbst nicht so bemüht, wie man es könnte. Man sagt zum Beispiel: „Meine Frau weiß die kleinen Gefälligkeiten nicht zu würdigen, die ich ihr erweise. Wozu soll ich mich also unnötig anstrengen?" Oder: „Mein Mann scheint gar nicht zu merken, ob die Wohnung sauber ist oder nicht. Wozu soll ich mich beim Saubermachen dann überarbeiten?"
2. Man versucht die Lage zu ändern, indem man Methoden anwendet, die nicht zum Ziel führen. Beispiele: Man kritisiert („Dieser Teppich sieht so aus, als wenn er seit Jahren nicht mehr saubergemacht worden wäre"), beklagt sich („Mein Mann zeigt überhaupt kein Interesse an der Kirche; ich beneide die Frauen, die das Priestertum zu Hause haben"), sucht Entschuldigungen für das eigene Versagen („Wenn mich meine Frau nur unterstützen würde, käme ich mit den Kindern zurecht"), droht, handelt mit dem Ehepartner oder stellt ihm Ultimaten. All dies mögen verständliche Reaktionen sein, führen aber zu nichts.
Es hat also keinen Zweck, zu nörgeln oder Zwang auszuüben, zu Andeutungen oder Kritik zu greifen oder sich zu beklagen, nach Ausflüchten zu suchen oder mit dem Ehepartner zu handeln. Wie können wir unsere Ziele in der Familie dann aber erreichen?
Erstens müssen wir entscheiden, was für Ziele in der Ehe wirklich erstrebenswert sind. Eine glückliche Familie, eine christliche Atmosphäre, eine Umgebung, die das geistige Wachstum fördert — alle diese Ziele sind akzeptabel und verdienen es, daß man viel Zeit und Mühe darauf verwendet, sie zu erreichen. Demgegenüber entspricht es nicht dem Plan des Erlösers, wenn man es sich zum Ziel setzt, die Persönlichkeit des Ehepartners so umzuformen, daß sie den eigenen Vorstellungen entspricht. Ein solches Verhalten führt fast zwangsläufig dazu, daß die gegenseitige Liebe und Achtung abnimmt. Diese beiden Eigenschaften sind aber für eine celestiale Ehe unerläßlich.

Zweitens: Der Schlüssel zum Erfolg aller zwischenmenschlichen Beziehungen ist die aufrichtige Achtung vor dem anderen. Dies gilt im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, Lehrer und Schülern, Mann und Frau. Diese Achtung muß aufrichtig sein. Sie darf sich nicht nur darauf beschränken, daß man bestimmte Züge des anderen schätzt, die einem selbst angenehm sind, nein, aufrichtige Achtung verlangt, daß man dem anderen das Recht zugesteht, sein eigenes Ich zu verwirklichen, ganz gleich, wie das Ergebnis aussehen mag. Im Hinblick auf die göttliche Bestimmung des Menschen und auf die strengen Evangeliumsgrundsätze ist eine solche Achtung unverzichtbar, auch wenn sie uns anfangs schwerfallen mag.

Drittens müssen wir verhindern, daß es in der Ehe zu einem Machtkampf kommt, denn dieser vereitelt häufig alles Streben nach einem guten Familienleben. Gewiß würde kein Heiliger der Letzten Tage sich wissentlich auf einen Machtkampf mit dem Ehepartner einlassen, denn wir glauben daran, daß der Mann das Familienoberhaupt ist und seine Frau ihn in Rechtschaffenheit unterstützen soll. Und doch haben die meisten von uns irgendwo tief im Innern die Neigung — dem Verstand wird diese nicht bewußt —, sich in einen Kampf einzulassen, womit sie nach Macht über den anderen streben. Wenn zum Beispiel über die Frage gestritten wird, wessen Aufgabe es sein soll, den Mülleimer zu leeren — ein Problem, wo sich ständige Nachlässigkeit zeigt —, oder welche Freunde zum Essen eingeladen werden sollen, kann dies ein Anzeichen dafür sein, daß ein Ehepartner versucht, sich die Vorherrschaft anzueignen, während der andere ebenso fest entschlossen ist, diese Versuche abzuweisen.

Wenn sich der Machtkampf schon darin äußert, wer den Mülleimer hinaustragen und wer die Schränke aufräumen soll — alles Angelegenheiten ohne Belang —, wird er auch dort zum Ausbruch kommen, wo es um Wichtigeres geht. Ebenso wie viele Frauen negativ reagieren, wenn ihnen ihr Mann sagt, daß sie dieses oder jenes im Haushalt erledigen sollen, gibt es Männer und Frauen, die es als notwendig ansehen, sich die Entscheidung darüber vorzubehalten, ob und wann sie damit anfangen wollen, regelmäßig zur Kirche zu gehen, mit dem Rauchen aufzuhören oder den Missionaren zuzuhören. Wenn der eine Teil darauf verzichtet, auf den anderen weiterhin Druck auszuüben und zeigt, daß er die Fähigkeit des anderen achtet, selbst zu wissen, was für ihn gut ist, anstatt ihn zu bevormunden, können alle in der Familie für geistige Segnungen empfänglicher werden.

Was ist dann aber mit unserer Pflicht, unsere Angehörigen zur Buße aufzufordern? Wir wissen, daß ein Priestertumsträger seine Familie lenken soll; aus der Schrift geht hervor, daß der Mann des Weibes Haupt ist, ebenso wie Jesus Christus das Oberhaupt der Kirche ist (Epheser 5:23). Die in den Letzten Tagen offenbarten heiligen Schriften zeigen jedoch, daß ein Priestertumsträger beim Ausüben seiner Vollmacht äußerst vorsichtig sein muß; in keiner Weise darf er Zwang anwenden (LuB 121:37-39). Man hat die Frauen in der Kirche oft dazu ermahnt, ihren Mann zu guten Werken anzuspornen. Selbst wenn wir uns nur oberflächlich mit der Schrift und mit der Geschichte der Kirche befassen, kommen wir zu dem Schluß, daß die Schwestern durchaus berechtigt sind, ihren Mann an seine Pflichten zu erinnern und ihn zu ermahnen. Und doch hat Joseph Smith die Frauen davor gewarnt, an ihrem Ehemann herumzunörgeln. Vor der Frauenhilfsvereinigung von Nauvoo hat er gesagt:

„Sie brauchen Ihren Mann wegen seines Verhaltens nicht zu kritisieren. Legen Sie . . . statt dessen ein reines, gütiges und liebevolles Wesen an den Tag. Nicht

Zank, Streit und Gekeife machen Sie in den Augen eines Mannes groß, sondern Sanftmut, Liebe und Reinheit" (Documentary History of the Church, IV:605). Im 121. Abschnitt des Buches ‚Lehre und Bündnisse' wird verheißen, daß der Heilige Geist dem würdigen Priestertumsträger erkennen hilft, wie er die Vollmacht Gottes im Umgang mit seinen Mitmenschen am besten anwenden soll (LuB 121:43). Nephi hat gesagt, daß diese Segnung nicht nur den Priestertumsträgern verheißen ist, sondern daß der Heilige Geist allen erreichbar ist, die eifrig danach streben (1. Nephi 10:17). Er ist eine unschätzbare Gabe Gottes und besonders für diejenigen wichtig, die starke Vorurteile und Gewohnheiten zu überwinden haben, an die sie sich während ihres ganzen bisherigen Lebens geklammert haben.

Bei einer Veranstaltung für Ältestenanwärter habe ich vor kurzem einen weiteren wichtigen Grundsatz kennengelernt, von dessen Befolgung es abhängt, ob man die Ziele in der Familie erreicht. Wir lauschten dem Zeugnis eines Mannes, der zwei oder drei Jahre lang stets deutlich hatte durchblicken lassen, daß er kein Interesse an der Kirche habe. Jetzt, wo er aufstand und zu sprechen begann, erinnerte ich mich an die Nachmittage, die ich mit Nancy, seiner Frau, zugebracht und wo sie mir berichtet hatte, wie wenig er sich um sie kümmere und wie sehr er gegen die Kirche eingestellt sei.

Nun stand dieser freundliche, liebenswerte junge Mann vor uns. Er hatte überhaupt nichts gemein mit dem Menschen, den Nancy mir geschildert hatte. Er erzählte, wie seine Ehe vor mehreren Jahren ein Stadium erreicht hatte, wo es für beide kaum noch erträglich war.

„Es stand wirklich sehr schlecht um unsere Ehe", berichtete er. „Ich glaube nicht, daß wir uns hätten scheiden lassen — wir wußten beide, daß wir das unseren Kindern nicht antun konnten —, aber ich wußte auch, daß wir ihnen auch nicht viel Gutes taten, wenn wir zusammenblieben, ohne etwas zu ändern. Nancy drängte mich ständig, mich der Kirche anzuschließen — ich sollte den Kindern dadurch ein gutes Beispiel geben — und alles mögliche tun. Schließlich zog sie sich zurück und tat so, als wäre ich gar nicht vorhanden. Sie beklagte sich zwar nicht, aber manchmal war sie wohl ebenso erleichtert wie ich, wenn ich einen Grund fand, noch spät abends zu arbeiten oder mit den Kindern irgendwohin zu gehen. Hauptsache, ich war fort!

Aus irgendeinem Grund änderte sich Nancy eines Tages. Plötzlich fing sie an, sich so zu verhalten, als ob ich ihr wirklich wichtig wäre. Sie erwies mir allerlei Gefälligkeiten, wie sie es vor unserer Eheschließung getan hatte. Zuerst war ich argwöhnisch, denn sie hatte solche Anwandlungen schon öfter gehabt, wenn sie einen Artikel, ein Buch oder sonst etwas gelesen hatte. So etwas hatte nie lange vorgehalten. Diesmal jedoch schien sie es ganz ernst zu meinen, und das Erstaunliche dabei war, daß sie dafür keine Gefälligkeiten von mir erwartete!"

Wir waren beeindruckt, als er schilderte, wie sich das Verhältnis zu seiner Frau besserte und wie ihr Verhalten seine Einstellung beeinflußte. Er bezeichnete es als ein Wunder, was ich innerlich nur bestätigen konnte, da mir sein früheres Verhalten bekannt war.

Nancy hatte mir erzählt, wie es zu der Veränderung in ihr gekommen war. Eines Tages war ihr klargeworden, wie ernst die Lage geworden war. Da sie gelernt hatte, was man in einer hoffnungslosen Lage tun soll, wandte sie dieses Wissen jetzt an. Obwohl sie durch ihre innere Einstellung geistig weit herabgesunken war, beschloß sie, ihr Problem dem Herrn vorzutragen. Lassen wir sie selbst erzählen:

„Irgendwo hatte ich gelesen, daß es oft

wirkungsvoller ist, laut zu beten, und ich war tatsächlich in einer Lage, wo ich alle denkbaren Vorteile nutzen mußte. So schloß ich mich an einem Nachmittag in meinem Zimmer ein und betete laut — inbrünstiger und demütiger, als ich es je zuvor getan hatte. Ich bekannte vor dem Herrn, daß ich wisse, daß er mit unserem Familienleben nicht zufrieden sei, und sagte ihm, daß ich den Wunsch hätte, dies zu ändern. Ich flehte ihn an, er möge mir helfen, rücksichtsvoller zu sein und das Evangelium zu verstehen.

Ich behaupte nicht, daß ich eine Stimme gehört oder eine Vision gesehen oder sonst etwas Ähnliches erlebt hätte. Mir kam einfach nur ein Gedanke in den Sinn. Zuerst waren meine Gedanken abgeschweift, und ich hatte mich darüber geschämt, daß ich mich nicht konzentrieren konnte. Dann aber kam dieser Gedanke, und ich bin jetzt sicher, daß er nicht von mir war. Er sollte die Antwort auf meine Frage sein, aber es war ganz und gar nicht die Antwort, die ich mir erwünscht hatte! Der Gedanke war klar und eindrucksvoll: ‚Wenn du selbst vollkommen bist, kannst du dir über deinen Mann Gedanken machen!' So schwer dies auch war, ich fühlte mich genötigt, mein Äußerstes zu geben. Nur so konnte ich eine bessere Ehefrau werden. Zumindest mußte ich es versuchen! Einige Monate später hatte ich eines Abends eine weitere geistige Manifestation. Ich saß gerade in der Abendmahlsversammlung. Es wurde etwas gesagt, was meine Aufmerksamkeit auf ein Ehepaar in der Gemeinde lenkte, das ich oft bewunderte, ja, beneidet hatte, weil es so eine enge, geistige Bindung hatte. Und plötzlich überkam mich ein friedliches Gefühl, das mich fast verzückte, und nun *wußte* ich, daß in mir die Kraft wohnte, mein Daheim zu einem heiligen, himmlischen Ort zu machen.

Das Gefühl war wohl dem Brennen sehr ähnlich, das man verspürt, wenn man zum Evangelium bekehrt wird. Es sagte mir, daß der Herr auf meinen Mann achthabe und ihm helfe und Wohlgefallen daran habe, wie er, mein Mann, sich bei der Arbeit und im Gemeinwesen um seine Mitmenschen bemühe. Nun erkannt ich wirklich, daß der Vater im Himmel meinen Mann ungeheuer liebhatte, und schämte mich der feindseligen Gefühle, die *ich* gehegt hatte."

Eine gute Ehe hängt also davon ab, daß man sich selbst in die richtige Richtung lenkt, den anderen achtet und in seiner Wesensart anerkennt, Machtkämpfe vermeidet und sich dem Heiligen Geist öffnet. Einfach? Gewiß. Ich habe Hunderte von Worten gebraucht, um das auszudrücken, was der Herr mit wenigen Worten gesagt hat: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe" (Johannes 15:12). Leicht? Leider nicht, doch sind Aufgaben nur selten leicht, die einen so großen Lohn in sich tragen. Man muß sich der Aufforderung stellen, seine Ehe selbständig zu gestalten, und dazu gehört, daß man jeglichen Anspruch auf Ausflüchte aufgibt und sich nicht auf den Standpunkt stellt, man brauche sich nur in dem Maße zu bemühen, wie es der andere tut. Zuerst wird man sich einsam fühlen, und man wird Augenblicke erleben, wo einem nur der Vater im Himmel bei der Entscheidung helfen kann, ob man nachgeben oder fest bleiben soll. Es wäre nicht recht, wollte ich Ihnen versprechen, daß sich Ihr Partner durch Ihre Anstrengungen ändern wird, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie danach gerade nicht streben sollen. Jedes Gesetz jedoch, das man befolgt, trägt seinen Lohn schon in sich, und so dürfen Sie nicht überrascht sein, wenn sich angenehme Ergebnisse aus *allen* Richtungen einstellen!

Um einen hohen Preis

Lynn Del Mar

David und Nellie Jones waren seit vier Jahren verheiratet. Sie wohnten abgeschieden auf einer Ranch in der Nähe der kanadischen Rocky Mountains. Die nächsten Freunde wohnten dreißig Kilometer entfernt. Infolge dieser Umstände hatten sie eine sehr enge Bindung aneinander. Eigentlich waren sie glücklich, aber Schwester Jones hatte zuweilen Augenblicke — vor allem, wenn sie allein war —, wo sie sehr betrübt war. Etwas in ihr schien aufzubegehren. Still, aber aufrichtig gestand sie sich ein, daß sie nicht mit



allem zufrieden war, was sie bisher zuwege gebracht hatte.
Bruder Jones war kein Mitglied der Kirche. Seine Frau hatte ihn aus Liebe geheiratet und weil sie fest davon überzeugt war, sie würde ihn bekehren können. Seit der Eheschließung war ihm die Kirche jedoch immer weniger wichtig geworden. Je mehr seine Frau oder ihre Freunde versuchten, das Gespräch auf Religion zu bringen, desto fester schien sein Entschluß zu sein, diesem Thema auszuweichen. Schließlich ließ er seine Freunde und Bekannten wissen, daß sie besser mit ihm stehen würden, wenn sie das Thema Religion bei allen Gesprächen mieden.

Etwa zu dieser Zeit wurden Bruder Marlene und sein Mitarbeiter als Heimlehrer beauftragt, die beiden zu besuchen. Sie mußten sechzig Kilometer weit fahren, und im Winter, wenn tiefer Schnee lag, nahm ein solcher Besuch zwei Tage in Anspruch.
Den ersten Besuch statteten die Heimlehrer im Winter ab. Sie wurden eingeladen zu übernachten. Bruder Jones erwies sich als hervorragender Gastgeber, solange nicht über Religion gesprochen wurde. Als das Thema erwähnt wurde, bat er wie üblich, man möge es nicht anschneiden.

Die Heimlehrer respektierten den Wunsch und verbrachten einen angenehmen Abend bei dem Ehepaar. Als es Zeit zur Nachtruhe war, fragte Bruder Marlene, ob er und sein Mitarbeiter zu einem gemeinsamen Gebet mit dem Ehepaar niederknien dürften. Bruder Jones stimmte zu, und Bruder Marlene sprach das Gebet. Er betete um die Segnungen des Herrn für dieses Haus.
Bevor die Heimlehrer am nächsten Tag aufbrachen, stellte Bruder Jones ihnen einige Fragen über das Evangelium, aber Bruder Marlene antwortete: „Ich möchte gern ihr Freund sein, und so ist es wahrscheinlich besser, wenn wir nicht über Religion sprechen.“ Bruder Jones lud sie jedoch ein, regelmäßig jeden Monat zu kommen.
Als die Heimlehrer im nächsten Monat wiederkamen, verbrachten sie mit der Familie wieder einen angenehmen Abend. Im Gegensatz zu ihrem ersten Besuch sprachen sie diesmal über das Evangelium — bis in die Morgenstunden. Am nächsten Tag — die Heimlehrer machten sich gerade zum Aufbruch bereit — rief Schwester Jones Bruder Marlene beiseite und sagte: „Ich würde alles dafür geben, wenn mein Mann erkennen könnte, daß das Evangelium wahr ist, und sich der Kirche anschlösse.“
„Ich will Sie gern beim Wort nehmen“, antwortete der Heimlehrer. Der Geist treibt mich dazu, Ihnen etwas zu verheißen: Wenn Sie bereit sind, den Preis dafür zu bezahlen, wird Ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Dann fragte er: „Befolgen Sie das Wort der Weisheit?“ Sie senkte den Blick und sagte: „Sehen Sie, mein Mann versteht es nicht. Er trinkt gern Kaffee und Tee, und um ihn nicht zu kränken, tue ich es auch. Aber ich habe ihm vom Wort der Weisheit erzählt.“
„Gut“, sagte Bruder Marlene, „aber wieviel Einfluß haben Ihre Worte, wenn Sie nicht nach den Lehren leben, für die Sie eintreten?“
Es verging ein weiterer Monat, und als die Heimlehrer wiederkamen, empfing Schwester Jones sie mit den Worten: „Ich bin überglücklich! Mein Mann hat aufgehört, Kaffee und Tee zu trinken. Als er merkte, daß ich es nicht mehr tat, hat er gefragt: ‚Warum trinkst du denn keinen Tee und keinen Kaffee mehr?‘ Ich habe geantwortet: ‚Ich bin unehrlich dir gegenüber gewesen. Ich bin von Jugend an dazu angehalten worden, nach dem Wort der Weisheit zu leben, habe aber nicht die Kraft aufgebracht, danach zu handeln. Ich habe dir erklärt, was für Vorteile dieses Gesetz hat, mich aber selbst nicht daran gehalten. Dabei habe ich gar nicht gemerkt, was ich dir

für ein schlechtes Beispiel gegeben habe.‘
Als ich am nächsten Morgen das Frühstück zubereitete, sagte mein Mann: ‚Für mich brauchst du keinen Tee oder Kaffee mehr machen.‘
Bevor die Heimlehrer am nächsten Morgen die Rückreise antraten, sagte Bruder Marlene: „Schwester Jones, beten Sie eigentlich?“ Sie hielt inne und sagte dann: „Nein. Mein Mann hat nie etwas vom Beten gehalten, und nach unserer Eheschließung waren wir so oft mit Freunden zusammen, daß ich das Beten einfach vergessen habe.“
„Aber Sie sagen, daß Sie etwas vom Beten halten?“
„Ja, ich finde es wichtig, daß man betet“, antwortete sie.
„Wie fest sind Sie davon überzeugt? Sicher *glauben* Sie nicht daran, denn der Glaube treibt zum Handeln an. Denken Sie an Ihr Versprechen. Sind Sie bereit, es zu halten?“
„Gewiß“, antwortete sie.
„Dann schlage ich Ihnen vor, Ihren Mann darum zu bitten, daß er mit Ihnen niederkniet und betet. Wenn er damit nicht einverstanden ist, so fahren Sie getreu mit dem Beten fort. Eines Tages wird er sich Ihnen anschließen.“
Der nächste Monat brachte weitere Fortschritte. Die Heimlehrer verbrachten wieder einen netten Abend bei der Familie, und als es spät geworden war, fragte Bruder Jones: „Können wir ein Gebet sprechen, bevor wir zu Bett gehen?“
Bevor die Heimlehrer abreisten, fragten Sie Schwester Jones: „Bezahlen Sie den Zehnten?“
„Nein. Sehen Sie, mein Mann hält nichts vom Zehntenzahlen, und er verdient ja das Geld.“
„Aber bekommen Sie denn kein Taschengeld?“ fragte Bruder Marlene. „Der Herr hat gesagt, daß wir unser Einkommen verzehnten sollen, und wenn wir von einem Dollar zehn Cents als Zehnten entrichten, so erkennt dies der Herr ebenso an, als hätten wir tausend Dollar Einkommen und bezahlten davon hundert. Wenn Sie an das Gesetz des Zehnten glauben, sollten Sie es auch befolgen.“
Beim nächsten Besuch bezahlte Schwester Jones drei Dollar als Zehnten. Es war das erste Mal, daß sie den Zehnten entrichtete, seit sie ihr Elternhaus verlassen hatte.
Einen Monat später — die Heimlehrer schickten sich gerade wieder an heimzufahren — sagte Bruder Jones: „Ich möchte gern etwas Zehnten zahlen, wenn Sie es annehmen.“
„Warum wollen Sie den Zehnten bezahlen?“ fragten die Heimlehrer.
„Weil meine Frau mir bewiesen hat, wie sehr man gesegnet wird, wenn man sich treu an diesen Grundsatz hält.“
Bruder Marlene lobte Schwester Jones wegen des Fortschritts bei der Bekehrung ihres Mannes. Er sagte jedoch: „Sie müssen noch einen weiteren sehr wichtigen Schritt tun. Sie müssen ihn dazu bewegen, daß er die Abendmahlsversammlung besucht.“
„Das wird schwierig sein“, antwortete sie. „Er geht sonntags so gern in den Park.“
„Sie müssen ihm klarmachen, daß es notwendig ist, den Sabbat zu heiligen. Dies wird Ihnen aber nur gelingen, wenn Sie aufrichtig sind, das heißt, Sie müssen den Wunsch äußern, regelmäßig zur Kirche zu gehen, und ihn immer wieder bitten, Sie zu begleiten.“
Bruder Jones entsprach dem Wunsch seiner Frau, und als der Winter herannahte, besuchten sie regelmäßig die Abendmahlsversammlung. Bald darauf wünschte er, getauft zu werden, und als der Tempel in Alberta eröffnet wurde, waren er und seine Frau bei den ersten, die ihr Endowment und die Ehesiegelung für die Ewigkeit empfingen.

Als Bruder Jones gefragt wurde: „Was hat Sie bei Ihrer Bekehrung am meisten beeinflußt?“, antwortete er: „Ich glaube mehr das, was einer tut, als was er sagt!“

Das Verständnis einer Mutter



Barbara B. Smith
Präsidentin der FHV

Als mein Sohn Blaine seinen patriarchalischen Segen erhalten sollte, ersuchte der Patriarch ihn, meinen Mann und mich, vorher zu fasten. Er sagte, daß diese Vorbereitung ihm helfen würde, die Segensworte auszusprechen, die der Herr ihm sagen wollte.

Wir kamen zum Haus des Patriarchen, und die Spendung des Segens erwies sich als ein bemerkenswertes Erlebnis. Es war mir, als wüßte ich, was der Patriarch sagen würde, bevor er es sagte. Der Herr gab mir offenbar ein besonderes Verständnis von dem, was ich würde verstehen müssen.

Als Blaine ein wenig älter wurde, kam die Zeit, wo er auf Mission gehen sollte. Er interessierte sich für Sport, die Schule und vieles andere, aber eine Mission wollte nicht in seine Pläne passen.

Eines Tages sagte er zu meinem Mann: „Vati, muß ich auf Mission gehen?“ Dieser antwortete langsam und nachdenklich: „Nein, Blaine, ... du *mußt* nicht auf Mission gehen. Meine Söhne sollen sich für eine Mission entscheiden, weil sie es selbst möchten.“

Dann kam er zu mir und teilte mir mit, sein Vater hätte gesagt, er müsse nicht auf Mission gehen, und deshalb würde er auch nicht gehen.

„Aber Blaine“, sagte ich, „was ist mit deinem patriarchalischen Segen? Darin steht, daß du vielen Menschen das Evangelium bringen wirst.“

Er sagte nichts mehr, aber er wurde nachdenklich.

Einige Zeit danach traf er einen Freund, der von den Folgen einer Kinderlähmung behindert war. Er hatte soeben eine Mission hinter sich gebracht und war glücklich und begeistert.

„David“, fragte Blaine, „Warum bist du auf Mission gegangen?“

„Aus demselben Grund, aus dem jeder Junge gehen sollte. Ich wollte dem Herrn zeigen, daß ich ihn liebe.“

Die Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Blaine erinnerte sich an seinen

patriarchalischen Segen und faßte den Entschluß, dem Herrn im Missionsfeld zu dienen.
Der Umstand, daß ich schon im vorhinein wußte, was in Blaines Segen ausgedrückt wurde, machte es mir leichter, ihm bei der Entscheidung zu helfen, ob er auf Mission gehen sollte.
Ich bin der Meinung, daß jede Mutter in Zion ein Anrecht auf solche geistige Hilfe hat, damit sie ihre Söhne und Töchter auf die Aufgaben eines Missionars vorbereiten kann.
Als Präsidentin der Frauenhilfsvereinigung sehe ich mich oftmals veranlaßt, über den Einfluß des Heiligen Geistes in meinem Leben und im Leben von einer Million und zweihunderttausend Frauen nachzudenken, die gegenwärtig in aller Welt der Frauenhilfsvereinigung angehören.
Präsident Kimball hat uns eindringlich aufgefordert, das Werk des Herrn voranzutreiben, und die Kirche muß deshalb erkennen, daß wir aus allen Ländern Missionare brauchen.
Wir Mütter sehen daraus, daß wir in der Erziehung unserer Kinder eine große Aufgabe vor uns haben, damit sie den Herrn genug lieben, um ihm zu dienen.
Unabhängig davon, wie lange wir bereits der Kirche angehören, steht uns allen der Heilige Geist zur Verfügung, dessen Aufgabe es ist, von der Wahrheit Zeugnis zu geben. Mit diesem Bewußtsein können wir im Dienst des Herrn vorangehen, unsere Fähigkeiten vervollkommnen und Überdurchschnittliches anstreben.
Ich habe in aller Welt Frauen kennengelernt, die sich dem Werk des Herrn geweiht haben, und ich glaube, daß jede Mutter sich der Aufgabe widmen kann, ihre Kinder so großzuziehen, daß sie den Wunsch verspüren, für den Herrn zu arbeiten.
Nichts ist unmöglich, wenn Söhne und Töchter Gottes ein Bündnis mit den Mächten des Himmels schließen, auch nicht die Erziehung von jungen Missionaren, welchem Kulturkreis diese auch angehören mögen.
Ich habe gesehen, welch vorzügliche Arbeit Neubekehrte und neugegründete Pfähle leisten können. Vor kurzem wurden in einem neugegründeten Pfahl in Mexico City die Handarbeiten von FHV-Schwestern des Pfahles ausgestellt. Jeder Aspekt der FHV-Aktivität war hier zu sehen.
Bei einer Generalkonferenz sprach ich neulich mit einigen Neubekehrten, die sehr weit gereist waren, um an der Konferenz teilnehmen zu können.
Als ich sie fragte, was das Evangelium Neues in ihr Leben gebracht habe, antworteten sie zwar alle verschieden, aber alle fühlten sich reich gesegnet, weil sie im Licht wiederhergestellter Wahrheit einen Sinn und eine Richtung für ihr Leben gefunden hatten.
Das Evangelium lehrt uns, daß wir einander in der Familie lieben sollen und daß wir auch anderen Menschen, mit denen wir in Berührung kommen, Liebe entgegenbringen sollen. Wenn wir Liebe haben und unser Licht leuchten lassen, helfen wir unseren Kindern. Wenn innerhalb der Familie Liebe herrscht, werden sie das Evangelium besser verstehen lernen und den Wunsch entwickeln, dem Herrn zu dienen, Erkenntnis zu erlangen und gute Menschen zu werden.
Wenn wir diese Ziele anstreben, — Sie und ich — können wir den Einfluß des Heiligen Geistes verspüren. Ich selbst habe dies oftmals erlebt.

ICH HABE EINE FRAGE



Steve F. Gilliland, Direktor des Religionsinstituts in Cambridge, Massachusetts.

Frage: Stimmt es, daß jeder von uns im vorirdischen Dasein mit einem Partner übereingekommen ist, daß er mit ihm während des Erdenlebens die Ehe schließen würde?

Antwort: Soviel ich weiß, haben wir darauf keine Antwort. Es ist dies eine Frage, die von Heiligen der Letzten Tage angesichts unseres Wissens um das vorirdische Dasein oft gestellt wird. Weil Mitglieder sie aufgeworfen haben, haben sich die Führer der Kirche gelegentlich dazu geäußert. Ich möchte einige solcher Äußerungen, die mir bekannt sind und die meiner Meinung nach nützliche Hinweise enthalten, anführen.

Wir wissen erstens aus den Aufzeichnungen der Propheten, daß viele Menschen schon vor dem Erdenleben mit dem Herrn Bündnisse geschlossen haben. Joseph Smith zum Beispiel: „Jeder Mensch, der dazu berufen ist, unter den Bewohnern der Erde geistlich zu wirken, wurde zu dieser Aufgabe im Großen Rat im Himmel ordiniert, ehe die Erde noch geschaffen war. Ich nehme an, daß ich dazu in jenem großen Rat berufen wurde" (History of the Church, 6:364; siehe Alma 13:3-9).

Wie allgemein oder spezifisch eine solche Ordinierung war, weiß ich nicht. Ich habe von einzelnen Heiligen der Letzten Tage gehört, daß in ihrem patriarchalischen Segen zum Ausdruck gekommen sei, daß sie mit ihrem Ehepartner vor diesem Leben ein Bündnis geschlossen haben.

Die Erste Präsidentschaft hat, was die allgemeine Gültigkeit solcher Aussagen betrifft, 1971 folgendes geäußert: „Wir haben keine Offenbarung, die aussagt, daß wir uns im vorirdischen Dasein unsere Eltern oder unseren Ehepartner ausgesucht hätten" (Brief an Joe J. Christensen, Associate Commissionar for Seminaries and Institutes, 14. Juni 1971).

Joseph Fielding Smith schrieb 1931 über dieses Thema: „Dies mag in Einzelfällen zutreffen, es würde jedoch die Einbildungskraft zu sehr strapazieren, wollte man dies in allen oder in der Mehrheit der Fälle annehmen" (Der Weg zur Vollkommenheit, S. 33, dt. Wortlt. v. Übers. rev.). Was einen dieser Einzelfälle angeht, wird gern ein Artikel von John Taylor aus dem Jahre 1857 zitiert, in dem der Autor andeutet, daß er zumindest in einem Fall der Meinung war, es wäre im vorirdischen Dasein eine Übereinkunft getroffen worden („The Mormon", 29. Aug. 1857).

Was die Führer der Kirche jedoch dazu sagen, ist, daß wir darüber keine Offenbarung haben. Im Zusammenhang damit sei erwähnt, daß sie uns aufgefordert haben, keine Lehren zu verbreiten, die sich nicht klar durch die heiligen Schriften oder durch die Propheten der Kirche belegen lassen. Diesen Rat sollte man sich zu Herzen nehmen, auch wenn man meint, persönliche Offenbarung in dieser Angelegenheit erhalten zu haben.

Das Vernünftigste für jeden ist sicherlich, daß man eine eheliche Bindung um ihrer selbst willen eingeht, und nicht wegen irgendeines vermeintlichen Versprechens im vorirdischen Dasein.

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Stätte zum Gedenken

Wenn Präsident Kimball diesen Monat die Gedenkstätte der Frauenhilfsvereinigung in Nauvoo, Illinois, weiht, werden die Leistungen der Frau für die Menschheit gewürdigt. In diesem Zeitalter, in dem die Rolle der Frau im Mittelpunkt der Diskussion steht, bietet das Evangelium Jesu Christi klare und ewige Grundsätze inmitten der verworrenen Anschauungen von Menschen. Um die Auffassung der Heiligen der Letzten Tage von der Rolle der Frau dazustellen, machen die einzelnen Statuen die verschiedenen Aufgabenbereiche der Frau deutlich. Es ist die größte Gedenkstätte, die je für Frauen errichtet worden ist.

Der Einweihungsgottesdienst wird nach einer dreitägigen Feier am 28. Juni 1978 in Nauvoo abgehalten. An jedem der drei Abende wird eine Darbietung aufgeführt, die die Rolle der Frau in der Kirche würdigt. Eine Versammlung der Frauenhilfsvereinigung und eine Zeugnisversammlung finden am 29. Juni statt.

Die Gedenkstätte besteht aus mehreren Figuren in einem Park und mißt etwa 40 x 25 m. Sie befindet sich hinter dem Besucherzentrum von Nauvoo. Die Mittelfigur stellt eine junge Frau dar, die zuversichtlich voranschreitet und unter den vielen offenen Wegen den ihren wählt. Sie steht für alle Frauen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Andere Figuren stellen verschiedene Bereiche des weiblichen Lebens dar: Geistigkeit, die Beziehung der Frau zu anderen Menschen aller Altersstufen, ihre Rolle in der Familie, ewiges Leben und ewige Partnerschaft.

Im März dieses Jahres sind 136 Jahre seit der Gründung der FHV vergangen. Die Präsidentin der FHV, Barbara B. Smith, sagte zu diesem Anlaß: „Nauvoo wurde als Ort für diese bedeutende Gedenkstätte gewählt, weil hier der Geburtsort der Frauenhilfsvereinigung ist. Hier war es, wo der Prophet Joseph Smith den Frauen eine besondere Tür aufgetan und ihnen verheißen hat, daß Erkenntnis und Intelligenz auf sie herabströmen würden und daß sie allen Notleidenden Segen bringen sollten" (History of the Church of Jesus Christ of Latterday Saints, IV:607).

Seit die ersten 18 Frauen sich zusammengeschlossen und die Frauenhilfsvereinigung gegründet haben, hat diese Organisation mit dem Wachstum der Kirche mitgehalten. Innerhalb eines Jahres gab es 1200 Mitglieder und heute sind es über 1 200 000.

Schwestern aus allen Ländern haben zu dieser Gedenkstätte Beiträge geleistet, indem sie durch Projekte zur Geldbeschaffung ihre Bemühungen vereinten und so die Errichtung des Denkmals finanzierten.

„Es ist kein Zufall, daß der Herr uns eine internationale Organisation gegeben hat", sagte Schwester Smith. „Er hat uns darauf vorbereitet, daß Leben von Frauen in aller Welt zum Guten zu beeinflussen. Er hat uns Mittel in die Hand gegeben, mit denen wir Frauen Kraft, Gemeinschaft und Einblick in die Ewigkeit vermitteln können, so daß sie ihre Bestimmung in diesem Leben und im künftigen Dasein erfüllen. Wir möchten, daß die Gedenkstätte der Frauenhilfsvereinigung in Nauvoo unseren Glauben an jede Frau und an den Wert ihres gut gelebten Lebens symbolisiert."

Worüber wir nachdenken wollen . . .

VON RICHARD L. EVANS

Vor einiger Zeit haben wir über „Saat und Frucht" gesprochen, über Ursache und Wirkung im Denken, Handeln und Reden, und über die bösen Absichten, die wir vermeiden sollen. Zu diesem Thema haben wir die bekannte Schriftstelle, die wir alle kennen: „Denn wie einer in seinem Herzen denkt, so ist er."

Da die Gedanken vor dem Handeln kommen, darf man die Frage stellen: woher kommen denn nun die Gedanken? Wie können wir sie kontrollieren? Manchmal könnte es vielleicht den Anschein erwecken, als ob wir für unsere Gedanken nicht verantwortlich seien, da wir ihren Ursprung nicht genau kennen. Es ist richtig, daß wir über das Wunder des Gedächtnisses sehr wenig wissen, ebensowenig von den Vorgängen, wie sich Wissen im Gehirn ansammelt, oder davon, wie man solches Wissen wieder auslöschen könnte. Ob wir der Muße pflegen oder tätig sind, — plötzlich kommt uns etwas ganz Abwegiges wieder ins Gedächtnis, wir wissen nicht, wie und warum.

Auf der anderen Seite ist es ebenso richtig, daß wir über unsere Gedanken eine Kontrolle ausüben können, und ebenso darüber, womit wir uns beschäftigen wollen. Allerdings ist dazu ein starker Wille notwendig, der feste Wunsch, denn die Gedanken wandern leicht nach allen möglichen Richtungen. Wir können uns jedoch, wenn wir das nur fest genug wollen, auf ein ganz bestimmtes Thema einstellen, oder uns auch einem anderen Thema zuwenden, indem wir alle übrigen Gedanken beiseiteschieben. Wir befassen uns dann nur mit d e n Gedanken, die uns genehm sind. Ein altes, etwas abgedroschenes Wort sagt, ein müßiger Geist ist des Teufels Küche. Aber selbst der tätige Geist kann zur Küche des Teufels werden, wenn der Geist sich dafür entscheidet oder zustimmt, Böses zu denken.

Man hat gesagt, daß man einen Menschen danach beurteilen kann, was er denkt, wenn er allein ist, mit anderen Worten: daran, was er in seiner Mußezeit denkt. Niemand wird so töricht sein, zu behaupten, daß es möglich sei, alle Gedanken auszuschalten. Gewiß aber können wir sagen, daß wir entscheiden können, womit wir uns in Gedanken befassen wollen. Wir selbst können die Themen auswählen. Das Denken kann also, im Großen gesehen, durchaus kontrolliert werden, und je mehr sauberen, aufbauenden, nützlichen und moralisch einwandfreien Gedanken wir Raum geben, desto mehr ebnet sich der Weg zu einem geistig hochstehenden Verhalten.

Unsere Gedanken zeigen unsere Pläne und Ziele an, sie sind der Ausdruck dessen, was wir wollen. Es ist daher gefährlich, schlechte Gedanken im Herzen zu hegen oder Übles zu planen.

Gott der Herr hat den Menschen das Recht der freien Entscheidung gegeben. Wir haben die Fähigkeit dazu, und wir alle haben die Pflicht, uns für ein Denken zu entscheiden, das uns auf den rechten Weg führt. Es gibt keine Möglichkeit, uns der Verantwortung für unser Denken, Reden und Handeln zu entziehen.



SICHER DAHEIM

Alice Stratton

Ich fing an, den Vater im Himmel zu lieben, als wir auf unserer Ranch in Kolob wohnten. Ich erinnere mich noch, wie ich neben Mutter kniete und sie mir half, mein Gebet zu sprechen. Ich fühlte mich sicher und beschützt, denn ich wußte, daß der Vater im Himmel auch im Dunkeln über mich wachte. Dieses sichere Gefühl half mir, keine Angst zu haben vor den Schatten, die sich draußen vor dem Zelt bewegten, und auch die Geräusche der Nacht wurden mir vertraut. Föhrennadeln, die auf die Zeltwand fielen, und das Trippeln von Eichhörnchenpfoten

beunruhigten mich nicht. Sogar Föhrenzapfen, die hin und wieder auf das Zelt fielen und dann auf den Boden rollten, klangen freundlich. Mutter gab mir immer einen Gutenachtkuß, und ich lag unter meine Decke gekuschelt, wenn sie zu dem Haus zurückging, das nur ein Zimmer hatte. Dort reinigten meine Schwestern die Milchkannen, und Vater las im gelben Lampenlicht.

Kolob war ein bezauberndes Land, mit Wiesen, wo wir Verstecken spielten, und Hügeln, die zum Klettern einluden. Manchmal packte Mutter etwas zu essen ein und ging mit uns wandern. Als sie das Gefühl hatte, daß wir uns allein zurecht fanden, ließ sie uns allein hinunter ins Tal wandern. Das war jedesmal ein Abenteuer.

Ein Häher flog uns von Busch zu Busch voraus, drehte blitzschnell seinen frechen Kopf und krächzte uns entgegen. Ein Präriehund, der uns aufmerksam beobachtete, verschwand lautlos in seinem Loch, als wir näherkamen.

Glockenblumen, rote Gänseblümchen und Ginster blühten im Überfluß. Jede Biegung des Pfades brachte etwas Neues und Schönes. Wir vergaßen alles um uns, wenn wir bunte Steine und wilde Blumen sammelten.

Die Zeit verflog schnell, und die Sonne sank bereits im Westen, als wir müde das letzte Stück des von Ginster bewachsenen Nachhausewegs dahinstapften.

Mit einer Fülle von Schätzen in den Händen liefen wir dann zum Haus, um alles der Mutter zu zeigen. Wir rochen schon das frische Brot, denn es war Essenszeit. Das Haus war jedoch leer. Ich rannte aus der Hintertür zum Zelt, wo die Stockbetten standen, und hob die Plane vor dem Eingang hoch. Die untergehende Sonne, die durch die Leinwand schimmerte, erfüllte das Zelt mit einem goldenen Schein. Neben dem Bett kniete Mutter. Ich war erstaunt und wartete still.

„Was hast du gemacht?“ fragte ich, als sie sich erhob. Sie küßte mich zart auf die Wange. „Ich habe den Vater im Himmel gebeten, daß er meine kleinen Mädchen sicher nach Hause bringt.“

„Ich habe nicht gewußt, daß man auch am Tag zu ihm beten kann“, sagte ich erstaunt. Ich hatte gedacht, daß wir außer dem Familiengebet dreimal am Tag nur vor dem Zubettgehen beten.

Mutter saß nun auf der Kante ihres Bettes, zog mich zu sich und sagte: „Weißt du, Patsy, wir sind alle Kinder des Vaters im Himmel. Er hat uns lieb, deshalb hört er uns immer.“

Damals, in dem weichen Licht der untergehenden Sonne, begriff ich plötzlich etwas für mich Neues. Vater im Himmel bedeutet wirklich *Vater*. Es war nicht einfach ein Name. Ich war tatsächlich sein kleines Mädchen. Und ich konnte immer zu ihm sprechen, wann ich wollte!

Mein Herz klopfte freudig. Draußen ging ein leichter Wind. Ich hörte, wie er in den Bäumen rauschte.

Familien-Durcheinander

Versuch' mal, ob du diese Familie wieder in Ordnung bringen kannst. Wo sind die Eltern? Wie viele Jungen und Mädchen kannst du finden?



June Anne Olsen

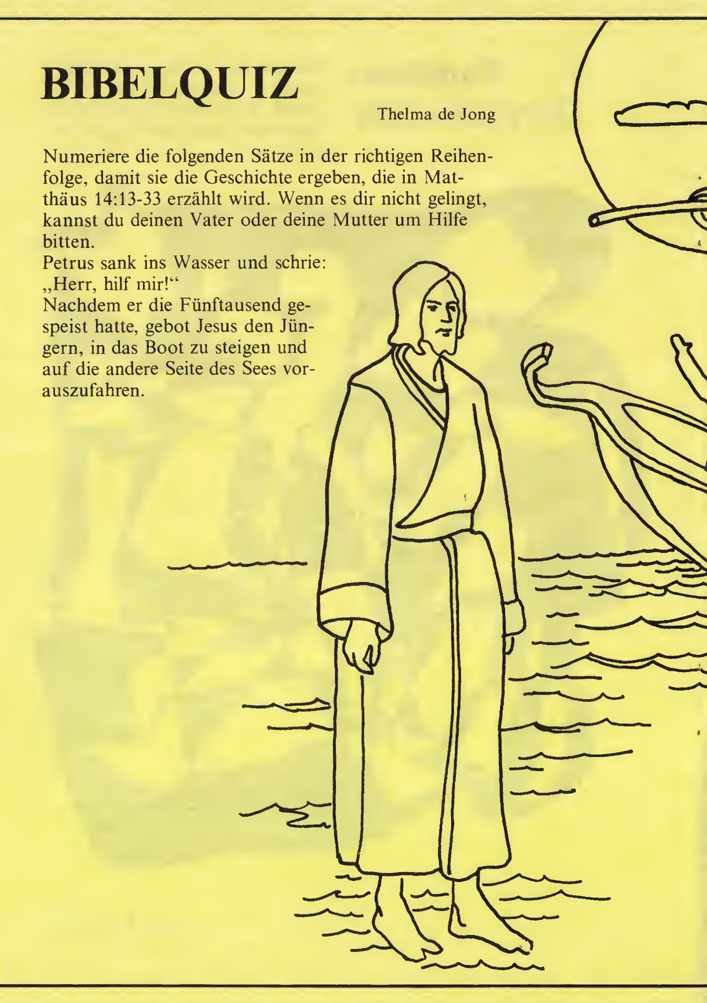
BIBELQUIZ

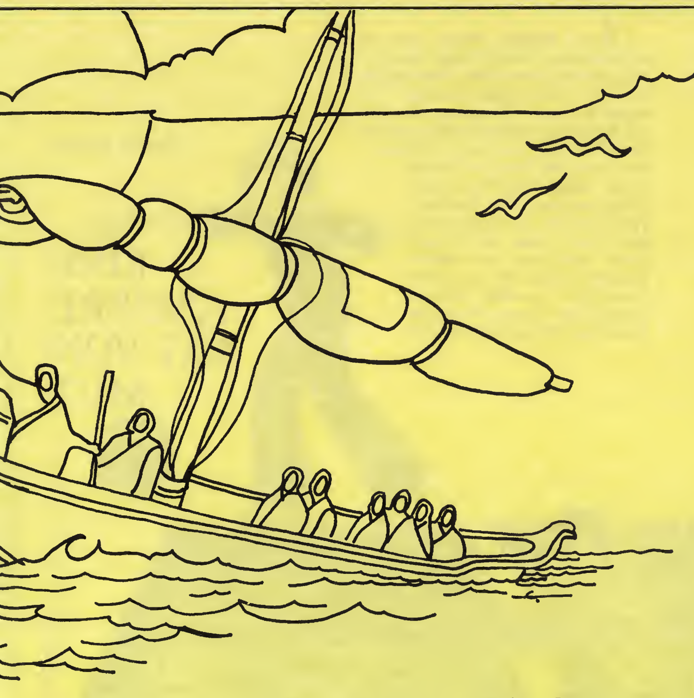
Thelma de Jong

Numeriere die folgenden Sätze in der richtigen Reihenfolge, damit sie die Geschichte ergeben, die in Matthäus 14:13-33 erzählt wird. Wenn es dir nicht gelingt, kannst du deinen Vater oder deine Mutter um Hilfe bitten.

Petrus sank ins Wasser und schrie: „Herr, hilf mir!“

Nachdem er die Fünftausend gespeist hatte, gebot Jesus den Jüngern, in das Boot zu steigen und auf die andere Seite des Sees vorauszufahren.





Als die Jünger sahen, wie er auf dem Wasser ging, fürchteten sie sich und sagten: „Es ist ein Gespenst!"
Während der Nacht hob ein starker Wind an, und die Wellen schlugen hoch.
Jesus sprach zu ihnen und sagte: „Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!"

Früh am Morgen kam Jesus ihnen auf dem Wasser entgegen.
Petrus antwortete ihm und sagte: „Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser."
Jesus streckte die Hand aus, faßte ihn und sagte: „O du Kleingläubiger, warum zweifelst du?"



Maureen Eppstein

EINE ANDERE ART VON MUT

Lois Bennets Mund war wie ausgetrocknet, und ihre Finger schmerzten, als sie sich mit größter Anstrengung an dem Hüttendach hochzog. Die sengende Sonne Neuseelands brannte auf das rostige Wellblech nieder, und die heiße Luft über dem Dach flimmerte. Ihr Cousin Ian Tavistock rief von unten: „Beeil dich! Fünf Punkte Abzug, weil du so lange brauchst!" Ian war immer der Anführer bei den Spielen, wenn sie Tavistock Farm besuchten. An diesem Nachmittag machten sie zu dritt Mutproben: sie selbst, Ian und Alistair, Ians Cousin, der auch in einem Haus auf der Farm wohnte.

Alistair war dort, wo Lois nun hing, fast hinuntergefallen und hatte sich das Bein aufgeschürft. Er hatte die Tränen nicht zurückhalten können. Nur weil Ian verächtlich „Baby!“ gerufen hatte, war er noch mühsam über das steile Dach hochgeklettert.
Lois zitterten Arme und Beine, als sie sich oben aufrichtete. Alistair war so alt wie sie. Wenn er es schaffte, mußte auch sie es schaffen. Hinter dem Dach sah sie die Meeresbucht von Tauranga Harbor blau in der Sonne schimmern. Unmittelbar vor ihr war die scharfe Kante des Daches und dann der Abgrund. Sie wagte nicht, hinunterzublicken. Mit weit ausgebreiteten Armen, damit sie das Gleichgewicht nicht verlor, schob sie ihren linken Fuß vor. Die Hitze des Daches stach wie tausend Nadeln durch ihre bloße Sohle. „Ah!“ stieß sie aus und rollte die Zehen ein.

Von unten hörte sie spöttelndes Lachen. Sie preßte die Lippen zusammen. „Ich werde es diesem gemeinen Ian schon zeigen“, dachte sie. Lois schätzte die Entfernung zwischen ihr und dem Ende des Dachfirstes, balancierte dann ruhig hinüber bis zum Ende und sprang zu dem Weidenbaum, dessen Zweige sie erwischte, damit sie sich daran hinunterlassen konnte. Ian konnte an ihrer Leistung nichts aussetzen und nickte widerwillig.
„Jetzt das Ganze noch einmal von vorne“, sagte er, „aber in umgekehrter Reihenfolge.“
Lois drehte sich um und ging weg. Sie hatte endgültig genug von den dummen Spielen der Jungen. Am Rand des Gemüsegartens grub ihre Schwester Lorraine Tunnels in die Erde. Auch das machte keinen Spaß. Sie wanderte den staubigen Pfad an den Mandarinenbäumen vorbei, die mit reifen Früchten behangen waren. Zu ihrer Linken hinter den Stachelbeersträuchern wucherte üppig der Gemüsegarten.
Im dunklen Schatten der Macrocarpahecke am Ende des Pfades begann ein Feldweg, der hinaus zur Straße führte. Sie wählte diesen Weg, anstatt weiter in Richtung auf Alistairs Haus zuzugehen. Sie ging nicht gern in die Nähe dieses mit Holz verkleideten Bungalows. Ians Mutter war die Schwester ihrer Mutter, und daher fühlte sie sich auf Ians Grund eher zu Hause.
Die Farm lag an der Spitze einer der vielen Landzungen, die sich in die Bucht von Tauranga erstreckte. An den Strandklippen blühten die Pohutukawas. In ihrem graugrünen Laub hingen ganze Trauben von feuerroten Blüten. Man nennt diese Bäume oft neuseeländische Weihnachtsbäume, weil sie im sommerlich warmen Dezember blühen.

Die Straße, die sie nun erreicht hatte, führte zu einem weißen Haus, das von wildem Wein überwachsen war. In der Luft lag der Geruch von Heckenrosen. Jenseits des Hauses lag ein dreieckiges Stück Land, das unbebaut und unbewohnt war. Es war die äußerste Spitze der Landzunge. Das Haus wandte diesem Stück Land gleichsam den Rücken zu und blickte in das Landesinnere, auf die Straße. Eine hohe Hecke verdeckte den Blick hinaus aufs Meer. Neugierig ging Lois zur verwitterten Einfahrt. Offensichtlich gehörte weder das Haus noch das Land dahinter zur Farm, und nichts deutete an, daß es bewohnt war. Weil es niemandem etwas ausmachen konnte, machte sie sich daran, die Gegend zu erforschen und stieg über die Pforte.
Der mittlere Teil der Landzunge war grasbewachsen und eben, aber direkt am Meer, über den Klippen, standen die Pohutukawas dichtgedrängt. Entlang dem Strand lief ein Graben, der sich

nach und nach mit Laub gefüllt hatte. Lois sah sich den Graben näher an. An der Außenseite, zum Meer hin, waren Spuren von Erdwällen zu erkennen. War dies eine Festung der Maoris gewesen? Die Maoris hatten viele Stammeskriege geführt. Es mußte eine Maori Festung gewesen sein.
Die Erdanlage war sehr alt, viel älter als die Häuser in der Gegend. Über dem ganzen Gebiet lag tiefe Stille, die das Plätschern der Wellen am Strand und das Rauschen der Bäume zu dämpfen schien. Lois schritt hinaus auf das grasbewachsene Feld. Hier wurde ihr anfängliches Gefühl, daß sie an einem verbotenen Ort war, noch stärker. Ein Schauer überlief sie.
Es gibt Orte, die für die Maoris heilig sind, erinnerte sie sich, und dies war ganz gewiß ein solcher Ort. Das uralte Tabu lag spürbar in der Luft.
„Ich darf hier nicht sein", dachte sie. Ihr Herz klopfte schnell, als sie ihre Spur zurückverfolgte, bis sie das Tor erreicht hatte.
Als sie wieder bei der Farm ankam, spielten die Jungen gerade Tauziehen, und es ging wild her.
„Wo bist du gewesen?" fragte Ian.
„Spazieren", gab sie einsilbig zur Antwort.
„Hast es bei uns wohl mit der Angst zu tun bekommen!"
Sie hob die Schultern. „Es war ein dummes Spiel, und ich hatte genug."
„Angst hattes du!"Ian blickte zu Alistair und sagte: „Nicht wahr, Alistair?"
Alistair nickte zögernd. Lois wurde böse: „Ich habe das Hüttendach besser geschafft als du, Alistair."
„Mag sein", wf Ian ein, „aber nachher bist du weggelaufen. Wir geben dir noch eine Mutprobe. Wenn du sie nicht bestehst, kannst du nicht mehr mit uns spielen."
„Wer will den überhaupt mit Mädchen spielen!" fügte Alistair noch hinzu.
Lois schluckte. Sie wußte, daß außer den beiden Jungen niemand da war, mit dem sie spielen konnte, und daß sie deshalb mit ihrem eingebildeten Cousin irgendwie auskommen mußte.
„Weißt du, was wir machen?" sagte Ian, der einen plötzlichen Einfall hatte. „Wir behalten dich in unserer Bande, wenn du allein zu der alten Begräbnisstätte der Maoris gehst." Alistair begann zu grinsen.
„Es ist unheimlich dort, Lois", fuhr Ian fort. „Du mußt mindestens eine halbe Stunde dort bleiben."
„Nein", sagte Lois bstimmt.
„Hast du Angst?"
Lois lächelte. Sie wollte ihnen nicht verraten, daß sie bereits dort gewesen war. Es war ein zu wichtiges Erlebnis für sie gewesen. Sie spürte in sich ein Gefühl der Stärke. Sie würde sich nicht länger wie Alistair diesem eingebildeten Jungen Ian unterordnen. Sie hatte eine andere Art von Mut entdeckt.
„Warum gehst du denn nicht?" fragte er spöttisch.
„Weil ich nicht so dumm bin", gab sie zur Antwort und blickte ihm gerade ins Gesicht. Denn drehte sie sich um und ging weg.

Die Tatsache, daß Unverheirateten eine Fülle von Segnungen und Möglichkeiten offenstehen, ist, wie es scheint, eines der unabsichtlich bestgehütetsten Geheimnisse in der Kirche. Wenn man ungeduldig darauf wartet, daß man endlich heiratet, übersieht man leicht die vielen einzigartigen Möglichkeiten der Vorbereitung — nicht nur auf die Ehe, sondern auch auf die ewige Erhöhung.

Ich bin dreiunddreißig, alleinstehend und zur Kirche bekehrt worden und warte oft voll Ungeduld auf die Eheschließung im Tempel, die mir in meinem patriarchalischen Segen verheißen ist. Trotzdem sind mir in den acht Jahren seit meiner Taufe die besonderen Segnungen, die glaubenstreuen unverheirateten Mitgliedern offenstehen, in zunehmendem Maß bewußt geworden, und ich bin dankbar dafür.

Wir haben Zeit und das Anrecht, sie so zu verbringen, wie wir es möchten. Wir müssen uns aber auch dafür verantworten, wie wir das unbezahlbare Geschenk Zeit verwenden. Als unver-

Die Jahre vor der Ehe — Gelegenheit oder Last

Anne G. Osborn



heiratete Mitglieder der Kirche können wir entweder unser Ledigsein bejammern und am Rande der Verzweiflung dahinleben, oder wir können aus dieser Zwischenstufe des Lebens eine Zeit des aktiven, kreativen Wartens machen. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Art und Weise, wie wir diese Lebensperiode verbringen, nicht allein für unser gegenwärtiges Glück, sondern auch für unseren ewigen Fortschritt entscheidend ist.

Grundlegend ist die Frage, welchen Beruf man ergreifen soll. Man hat mich oft gefragt: „Soll eine alleinstehende Frau, die der Kirche angehört, in einen Beruf einsteigen, der großen Zeitaufwand und eine kostspielige und lange Ausbildung erfordert?" Ich meine, daß jede Pauschalantwort irreführt. Manche Frauen finden in einem verantwortungsvollen Beruf große Befriedigung. Als Professorin an einer medizinischen Hochschule und Diagnostikspezialistin finde ich persönliche Erfüllung im Dienst für andere. Für mich ist es ein Erfolgserlebnis, wenn ich einen ganz besonders schwierigen Fall erfolgreich diagnostiziert habe. Durch Beten und einen Segen des Priestertums erhielt ich die tröstende Versicherung, daß meine gegenwärtige Tätigkeit dem Herrn recht ist.

Eine Beschäftigung, die so viel Zeit und Energie fordert, mag aber nicht für jede Frau in der Kirche die ideale Lösung sein. Ich muß gestehen, daß ich die größte und dauerndste Freude in meinem Leben nicht in meinem etwas ungewöhnlichen Beruf finde, sondern in kleinen, anonymen Handlungen der Nächstenliebe. Als Ledige haben wir Zeit, um zu lernen, wie man ein Segen im Leben anderer sein kann. Es ist allzu leicht, sich so sehr in die eigenen Probleme und Bedürfnisse zu verbohren, daß man für die Hilferufe und das Leid um sich herum geistig taub wird. Mit der Hilfe eines bereitwilligen Bischofs oder einer FHV-Leiterin kann man herausfinden, wer in der Gemeinde eine warme Mahlzeit braucht, wer jemanden braucht, der ihm den Rasen mäht oder einfach Gesellschaft leistet. Ein Laib frischgebackenes Brot oder ein Kuchen, den man vor die Tür stellt, kann für jemanden, der nicht imstande ist, das Haus zu verlassen, eine nette Überraschung sein.

Nie wieder werden wir zeitlich so beweglich sein wie jetzt. Wir haben Zeit für einen Institutskurs oder für ein persönliches Studienprogramm. Die Selbstdisziplin, die wir dabei entwickeln, wird uns unser Leben lang nützen.

Man hat Zeit zum Lesen und muß sich nur ein paar gute Bücher besorgen. Man hat Muße genug, Talente zu entwickeln und Interessen nachzugehen. Als ich noch Medizin studierte, hatte ich nicht viel Geld. Einmal beschloß ich, alle Weihnachtsgeschenke selbst zu basteln. Auf der Suche nach Ideen kaufte ich ein Taschenbuch über Batik (eine Färbetechnik für Textilien). Zu meiner Überraschung und Freude entdeckte ich ein bis dahin unentwickeltes Talent. Der Galeriebesitzer, der die Batiken einrahmte, war so begeistert, daß er mir eine Ausstellung anbot. Aus den Einnahmen dieser Ausstellung und der folgenden Aufträge konnte ich mich nicht nur erhalten, sondern ersparte mir sogar die Anzahlung für ein Haus.

Wir haben Zeit, um mit der längst fälligen Genealogie anzufangen. Mein Bruder und ich — er wurde übrigens auch zur Kirche bekehrt —, wir sammelten genealogische Daten, und es machte uns beiden Spaß. Nun ist die ganze Familie damit beschäftigt, alte Fotos und Urkunden zu sammeln und unseren Familienstammbaum zu rekonstruieren.

Die Befriedigung, die regelmäßiges und eifriges Dienen in der Kirche bringt, kann man kaum hoch genug schätzen. Ich bin Mitglied des Hauptausschusses der Sonntagsschule, aber auch mein Amt als Sonntagsschullehrerin in

meiner Gemeinde macht mir Freude. Wir haben Zeit, unseren Körper zu ertüchtigen. Ich fahre Schi, spiele dreimal in der Woche Tennis und mache mit meinem Hund Dauerläufe. Die angenehme körperliche Erschöpfung nach dem regelmäßigen Sport belebt den Geist wie den Körper.

Wir haben Zeit, uns mit Familien in der Gemeinde zu beschäftigen und Kindern ein Freund zu werden. Ich werde zu Baseballspielen, Klaviervorspielstunden, Weihnachtsspielen und Schwimmfesten eingeladen und gehe gern hin. Durch den Einfluß unseres Vorbilds können wir unsere jungen Freunde dazu anhalten, Evangeliumsgrundsätze zu befolgen, wenn sie größer werden.

Wir haben Zeit, ungestört mit dem Vater im Himmel zu sprechen. Ich kann nicht genug betonen, welch großen Einfluß Fasten und langes Beten in meinem Leben gehabt haben. Nachdem ich das Buch Enos gelesen hatte, änderte sich mein Leben schlagartig, als auch ich mich entschloß, mich mehr im Gebet an den Herrn zu wenden. Das Ergebnis war bemerkenswert. Ich fand nicht nur Führung für mein tägliches und zukünftiges Leben, sondern gewann ein unerschütterliches Zeugnis davon, daß der Herr mich liebt und sich um mein Wohlergehen sorgt.

Was können wir jedoch tun, wenn jene unvermeidlichen Augenblicke der Einsamkeit und Entmutigung kommen? Anfang dieses Monats erlebte ich eine meiner seltenen und kurzen Perioden der Depression und Bedrückung. Das Alleinsein war fast unerträglich. Die Nachbarn waren zu Hause, und ich ging zu ihnen, wie ich es schon so oft getan hatte, um ihre freundschaftliche Ermunterung zu suchen. Die liebevolle Sorge dieser Freunde und Nachbarn gab mir Mut, und mir wurde eine einfache Wahrheit bewußt: Wenn wir Hilfe brauchen, gibt es um uns herum liebende Hände, die uns aufheben und stützen. Sehen Sie sich nur um — ich verspreche Ihnen, daß es solche Hände gibt.

Und wenn Sie sehr entmutigt sind, sehen Sie sich nochmals um. Erkennen Sie Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit als das, was sie sind: versteckte und doch vernichtende Werkzeuge des Satans. Er möchte uns einreden, daß wir nicht würdig sind, geliebt oder geachtet zu werden. Er möchte uns verleiten, daß wir uns völlig dem Selbstmitleid hingeben. Ich habe festgestellt, daß die Erkenntnis, daß irgend jemand mich braucht, das beste Mittel gegen Mutlosigkeit ist. Wenn ich für jemand anders da bin, versinken meine Probleme und Bedürfnisse schnell in dem angenehmen Bewußtsein, daß ich das Leben eines anderen erhellt habe und daß meine Tat in den Augen des Herrn recht ist.

Freuen wir uns also über dieses wertvolle Geschenk, die Zeit, und danken wir dem Herrn für diese besondere Gabe. Wir haben Zeit, für andere interessant zu werden, wenn wir uns für sie interessieren.





Reisen mit einem Propheten

James O. Mason, M. D.

Als die Gebietskonferenzen eingeführt wurden, hielt man sie zuerst zu einzelnen, getrennten Terminen ab, wie in Manchester, Mexico City oder München. Es war relativ einfach für die Führer der Kirche, zu einer solchen Konferenz und wieder zurück nach Salt Lake City zu reisen. Als der Gedanke, mit solchen Konferenzen zu den Mitgliedern zu gehen, weiter Fuß faßte — und dies geschah besonders unter der Führung Präsident Spencer W. Kimballs — fing man an, fünf bis sechs Konferenzen unmittelbar nacheinander anzusetzen. Dadurch wurden die Reisepläne sehr hektisch, sie beanspruchten die Betroffenen aufs Äußerste.

Als 1975 die Konferenztermine für Asien bekanntgegeben wurden, begann ich, mir Sorgen zu machen, und meinte, man sollte einen Arzt mitschicken, der die Generalautoritäten, ihre Gattinnen und andere Mitreisende betreuen konnte. Es war eine stattliche Anzahl von Leuten, die da unterwegs war, und es schien angebracht, für alle Fälle ärztliche Hilfe zur Verfügung zu haben. Der Vorschlag, einen Arzt mitzuschicken, wurde angenommen, und man ersuchte mich, 1976 zu den Gebietskonferenzen in Europa mitzufliegen.

Vom Beginn der Reise an beeindruckte mich die Fürsorge Präsident Kimballs und seiner Frau um die anderen Mitreisenden. Als meine Frau und ich in Salt Lake City das Flugzeug bestiegen, wies man uns die Sitze neben und hinter Präsident Kimball an. Einige Minuten nach dem Start, als wir den Sicherheitsgurt öffnen konnten, drehte sich Präsident Kimball zu mir und fragte: „Fühlen Sie sich wohl?" Ich war da, um nach ihm und den anderen im Flugzeug zu sehen, aber er war es, der sich um uns sorgte. Während der ganzen Reise war er um das Wohlbefinden aller besorgt. Wir fühlten uns während der ganzen Zeit in seiner Gegenwart wohl, weil er Wärme und Freundlichkeit ausstrahlte.

Nach der ersten Gebietskonferenz in Paris flogen wir weiter nach Helsinki. Präsident Kimball war schon drei Tage lang sehr beansprucht worden. Er stand jeden Morgen früh auf, arbeitete den ganzen Tag nach einem gedrängten Zeitplan und ging abends spät zu Bett. Er trug mehr Verantwortung als irgendjemand sonst.

Zu seinen Aufgaben gehörte es nicht nur, die Versammlungen zu leiten und den Vorsitz zu führen, sondern er hielt auch lange Reden mit Hilfe von Dolmetschern. Er hatte während der drei Tage eine anstrengende Pressekonferenz hinter sich gebracht und viele örtliche Führer der Kirche ordiniert. Wir stiegen spätabends in die Maschine nach Helsinki. In Kopenhagen mußten wir umsteigen, und als wir durch die Gänge des Flughafens gingen, trug Präsident Kimball seinen Anzugkoffer. Ich hatte eine Hand frei, ging zu ihm hin und sagte: „Präsident Kimball, lassen Sie doch mich den Koffer tragen!" Er gab zur Antwort: „Vielen Dank, aber irgendwie muß ich mich doch auch nützlich machen." Fast ernst gab er mir zu verstehen, daß er seine eigene Bürde

tragen und niemanden zur Last fallen wollte. Während der ganzen Reise beeindruckte mich diese bewundernswerte Haltung.
In Dortmund, wo die letzte Gebietskonferenz auf dieser Reise abgehalten wurde, übernachteten wir in einem älteren, sehr schönen Hotel. Der Hoteldirektor war ein strenger, aufrechter, grauhaariger Preuße. Er hätte gut Offizier in der Armee sein können. Am zweiten Tag nach unserer Ankunft sagte er über Präsident Kimball: „Jedesmal wenn dieser Mann durch die Halle geht, überkommt mich ein ganz eigenartiges Gefühl.“ Er fühlte den Geist, der von Präsident Kimball ausgeht. Nachdem er dies gesagt hatte, wurde er dem Propheten vorgestellt. Präsident Kimball unterhielt sich kurz mit ihm und gab ihm einen Familienabendleitfaden. Es wurde vereinbart, daß er von den Missionaren belehrt werden sollte.
Der Hoteldirektor war durch diesen kurzen Kontakt mit dem Propheten tief beeindruckt. Am Tag der Abfahrt stiegen wir vor dem Hotel in einen Bus und fuhren um den Häuserblock, wobei wir wegen der Einbahnstraßen wieder an dem Hotel vorbeimußten. Der Direktor stand auf dem Bürgersteig und winkte Präsident Kimball mit dem Taschentuch zu. Es war bezeichnend, daß dieser Mann den Geist des Herrn gefühlt hatte, nur weil der Prophet durch das Foyer gegangen war. Präsident Kimball sieht nämlich nicht anders aus als Sie und ich. Viele mögen meinen, an seiner Erscheinung sei nichts Ungewöhnliches. Er strahlt jedoch einen ungewöhnlichen Geist aus.
Nach der Konferenz in Dortmund kehrte der größte Teil der Gruppe nach den USA zurück, während Präsident Kimball und Präsident Tanner mit ihrer Frau und noch einige andere nach Berlin reisten. Zwei Mitglieder der Ersten Präsidentschaft waren hier noch anderthalb Tage im Tempel in der Schweiz beschäftigt. Sie waren nun vierzehn Tage unterwegs gewesen und hatten an fünf Gebietskonferenzen teilgenommen. Als wir mit dem Bus nach Zürich fuhren, um von dort nach New York und weiter nach Salt Lake City zu fliegen, hatten sie vierzehn Tage lang ohne Unterlaß gearbeitet. Ich konnte wieder sehen, wie Präsident Kimballs Enthusiasmus wirkte.

Der Prophet hatte vierzehn Tage lang ununterbrochen unter größtem Zeitdruck gestanden, und er würde auch in den kommenden dreißig Stunden keine Gelegenheit haben, sich wirklich zu entspannen oder gar zu schlafen. Im Bus lehnten sich die meisten zurück und versuchten, ein wenig zu schlafen. Ich saß hinter Präsident Kimball und erwartete, daß er die kommende Stunde ein wenig zur wohlverdienten Ruhe nützen würde. Wir hatten die Autobahn kaum erreicht, als er aufstand, nach vorne ging und sich neben den Chauffeur auf den Beifahrersitz setzte. Während ich erschöpft auf meinem Platz saß, konnte der Prophet, der mehr Grund zur Erschöpfung hatte als wir alle, nicht ruhen, weil da jemand im Bus war, der das Evangelium Jesu Christi noch nicht kennengelernt hatte.
Als ich beobachtete, was geschah, fühlte ich mich schuldig — ich saß zufrieden da und entspannte mich, während der Prophet im Bewußtsein der ungeheuren Wichtigkeit der Missionsarbeit seinen Wunsch, das Evangelium jemand anders zu bringen, nicht durch seine Müdigkeit abschwächen ließ.
Ich war neugierig, wie er mit dem Fahrer reden würde, der offenbar wenig Englisch verstand. Präsident Kimball spricht auch nicht Deutsch. Anfangs hatten die beiden Mühe, sich zu verständigen. Nach ein paar Minuten fiel es ihnen jedoch offensichtlich ganz leicht, miteinander zu reden.
Nun machte ich mir Sorgen, ob der Fahrer, der Präsident Kimball häufig

anblickte, sich noch auf den Verkehr konzentrieren konnte. Es war klar, daß er verstand, was Präsident Kimball ihm sagte, und daß er sich dafür interessierte. Das Gespräch dauerte an, bis wir Zürich erreichten, und der Prophet kehrte an seinen Platz zurück.

Als der Bus am Flughafen Zürich ankam, wartete der Präsident der Schweiz Zürich Mission, Gary E. O'Brian, bereits auf uns. Präsident Kimball ging zur Tür, als der Bus hielt. Er bat Präsident O'Brian, in den Bus zu kommen, und während er ihm die Hand schüttelte, sagte er: „Präsident O'Brian, das ist Herr Sowieso. Versprechen Sie mir, ihn das Evangelium zu lehren?" Der Missionspräsident entgegnete: „Gewiß, Präsident Kimball." Dann fuhr der Prophet fort: „Herr Sowieso, das ist einer der Missionspräsidenten der Kirche. Werden Sie ihm gestatten, daß er ihnen vom Evangelium Jesu Christi erzählt?" Der Fahrer nickte und willigte ein.

Dieses Erlebnis zeigte mir deutlich die Bedeutung der Missionsarbeit. Unser Prophet steht mit dem Vater im Himmel in enger Verbindung und sieht viel klarer durch den Schleier als ich. Für ihn ist die Missionsarbeit etwas so Dringliches. Selbst wenn er einen Grund hat, erschöpft zu sein, wenn ein wenig Ruhe als hinreichende Entschuldigung dafür gelten könnte, daß man eine Gelegenheit zum Missionieren vorübergehen läßt, bleibt Präsident Kimball immer noch ein eifriger Missionar. Wie können wir, Sie und ich, es uns leisten, das Evangelium nicht mit unserer Familie, mit den Nachbarn, Freunden und allen Menschen zu teilen, mit denen wir in Berührung kommen?

Man kann nicht lehren, was man nicht weiß. Die Boten des Herrn gehen in die Welt hinaus, um das Licht des Evangeliums zu lehren und zu bezeugen und mit anderen zu teilen. Sie müssen wissen, worüber sie sprechen. Hast du das Evangelium ernsthaft studiert und um ein persönliches Zeugnis von seiner Wahrheit gebetet? Hast du ernsthaft „gesucht", „angeklopft", „gebeten" und „getrachtet"? Hast du dich wirklich bemüht, die Grundsätze der Erlösung zu verstehen? Wieviel Kirchengeschichte hast du gelesen? Hast du dich jemals aufrichtig damit befaßt, das Leben Jesu Christi zu studieren? Warst du im Kollegium und in den Hilfsorganisationen tätig? Weißt du, wie man lernt? Kannst du zuhören? Kannst du eine Predigt oder eine Aufgabe halten? Liest du regelmäßig und hörst du verständig zu? Bist du darauf vorbereitet, das Evangelium zu lehren und seine Grundsätze zu bezeugen? All das muß ein Missionar können. Wenn du darauf nicht vorbereitet bist, jetzt ist die Zeit dazu!

AN DER SPITZE

John A. Green

Illustrationen von Ed Homes

Wir waren 27 Leute, alle zwischen 18 und 19 Jahren alt, außer einem, der 21 war und den wir „Pop" nannten. Drei weitere waren anfangs bei unserer Luftwaffentruppe gewesen, hatten jedoch die zermürbende Grundausbildung der Royal Canadian Air Force nicht durchgestanden. Wir waren monatelang intensiv ausgebildet worden, um eine Gruppe von jungen Männern abzulösen, die kaum älter waren als wir und die hinter dem Maschinengewehr im Plexiglascockpit noch immer über Deutschland ihr Leben gaben.

Es war Brauch, den Abschluß der Grundausbildung gebührend zu feiern. Jede Truppe war zuversichtlich, daß sie jede beliebige andere Truppe im körperlichen Wettkampf schlagen konnte. Die Abschlußfeier am Ende der Grundausbildung diente immer als Beweis der Rekruten, daß man niemandem unterlegen war.

Unsere Truppe machte da keine Ausnahme. Jugendlicher Übermut drängte uns, die militärische Disziplin einen Abend lang abzuschütteln und lärmend zu demonstrieren, daß wir die Besten waren. Wir wollten an diesem Abend alles Vergnügen eines ganzen Lebens erleben. So setzten sich also alle 27 auf dem Rasen zusammen, um unsere Abschiedsparty zu besprechen.

Ich fühlte mich sehr einsam, als ich mich dazusetzte, und empfand zum erstenmal, seit unsere Gruppe gebildet worden war, nicht den geringsten



Wunsch dazuzugehören. Ich hörte zu, wie die anderen lachten und grinsten, als man beschloß, einen regelrechten Nachtklub auf die Beine zu stellen, und merkte, wie die Aufregung immer größer wurde, als man besprach, was wohl das unterhaltsamste Programm wäre. Jemand meinte, daß jeder seine besten Ideen beitragen müßte, und nachdem fünf oder sechs Burschen lautstark verkündet hatten, was sie sich vorstellten, sagte irgendwer: „Wir wollen mal hören, was Green zu sagen hat."

Green war der einzige Mormone in der Gruppe und hatte nicht das geringste Verlangen, irgend jemandem auch nur ein Wort zu sagen. Er hatte nur einen Wunsch: unbemerkt wegzugehen. Wie sagt man 26 jungen Männern, die nicht der Kirche angehören, daß man jeden Sonntag mit einem weiteren Mormonen aus einer anderen Fliegergruppe eine Gemeinde besucht? Wie soll man ihnen klarmachen, was einem ein Missionsheim bedeutet, wo man jeden Sonntag zum Essen eingeladen ist und wo man sich jeden Sonntagabend um das Klavier versammelt, um mit den Missionaren Lieder zu singen, bevor man mit der letzten Straßenbahn vor dem Zapfenstreich zurück zur Kaserne fährt? Wie konnte man 26 Nichtmitgliedern verständlich machen, wie kalt und trostlos diese Straßenbahnfahrt jedesmal war? Konnten sie verstehen, wie sehr man es verabscheute, eine Kaserne wieder zu betreten, wo oft schon das erste Wort, das man hörte, den Begriff „Liebe" verhöhnte?

Als mir diese Fragen durch den Kopf schossen, mußte ich mir immer wieder sagen: „Sie verstehen das nicht. Es ist ihnen auch gleichgültig. Sie würden nur lachen und spotten. Ihre Vorstellung von dieser Abschiedsparty zeigt ja, was ihnen am Leben wichtig ist. Es hat gar keinen Sinn, mit ihnen zu reden." Irgendwie mußte ich mir aber etwas einfallen lassen, damit ich mich aus der Klemme ziehen konnte und an der Party nicht teilnehmen mußte. Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich nun, wo ich so lange mit diesen Leuten zusammengearbeitet hatte, plötzlich einen Rückzieher machen sollte. Ich ärgerte mich auch über sie, weil sie mich in eine Situation gebracht hatten, der ich nicht gewachsen war. Sie würden mich als den Letzten abstempeln, den sie bei ihrer Party haben wollten, und ich hatte sie bereits als unfähig abgestempelt, eine Party zu organisieren, an der ich teilnehmen wollte.

„Wir wollen mal hören, was Green zu sagen hat."

„He, Green, du hast noch kein Wort gesagt. Was sollen wir auf der Party machen?"



Green holte tief Luft, starrte mißmutig auf das Gras vor sich und schickte sich zum Rückzug an: „Nun, wenn ich zu einer Abschiedsparty ginge ... ich würde ein nettes Mädchen mitbringen ... das heißt, es dürfte kein Trinkgelage werden, kein Rauchen, kein Fluchen geben."

Er wagte nicht, irgend jemand anzusehen, und versuchte, sich auf die Attacke gefaßt zu machen, die nun kommen mußte.

Und dann geschah es. Eine Minute lang war alles still. Man hätte eine Stecknadel ins Gras fallen hören können. Dann sagte einer auf der gegenüberliegenden Seite des Kreises: „Also ... "

Jetzt sollte es also losgehen. Jeder würde nun ihm der Reihe nach die Meinung sagen, woraufhin er sich still zurückziehen und seine weltlichen Kumpels ihrem Schicksal überlassen konnte.

„Also ... ich meine, ich würde auch gern ein nettes Mädchen bringen ... " Neben ihm sagte jemand: „Tja, wer würde das nicht ... ?"

Eine weitere Minute lang war wieder alles still, dann sagte plötzlich rechts von ihm jemand: „Ich schlage Green als Conferencier vor." Es gab keinen Gegenvorschlag.

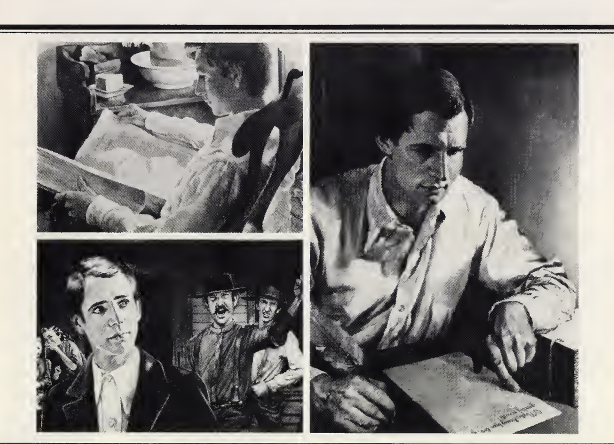
Eine Woche später brachten 27 Soldaten ihre hübsch gekleideten Freundinnen zu der Party. Es wurde weder getrunken noch geraucht, und es war auch kein Fluch zu hören. Man aß gut, hatte Spaß beim Tanzen, die Musik war erstklassig, und jeder würde sich gern an eine Abschiedsparty erinnern, die anders war.

Ich erinnere mich noch — nicht ohne ein peinliches Gefühl — an meine Gedanken, als wir uns an jenem sonnigen Nachmittag auf dem Rasen zusammensetzten. Ohne es zu beabsichtigen, beeinflußte ich das Leben dieser 26 jungen Männer ein wenig. Ich hatte sie abgeschrieben. Großzügig und tolerant, wie sie waren, stellten sie mich an die Spitze — und gerade diesen Platz nehmen auch sie in meiner Erinnerung ein.

Zu viele Menschen denken an Freiheit im Geiste der Zügellosigkeit. Freiheit ist aber nicht das vermeintliche Recht, zu tun, was einem gefällt. Die Freiheit hört auf, wenn einer eine Handlung begeht, die einen anderen schädigt. Ich habe keinerlei Recht, mich so zu betragen, daß dadurch der Fortschritt meiner Mitmenschen gehindert wird. Ich bin zu keiner Tat berechtigt, die einem anderen die Freiheit nimmt.

Joseph F. Smith

Klassische Reden und Schriften von Propheten der Letzten Tage



DER WENTWORTH-BRIEF

Hinweis: Mit dieser Veröffentlichung beginnt eine Serie wichtiger Predigten und Schriften von Präsidenten der Kirche von der Zeit Joseph Smith' an.

Klassische Reden und Schriften von Propheten der Letzten Tage

Als Joseph Smith, ein junger Mann, der auf einem Bauernhof im amerikanischen Bundesstaat New York lebte, zum erstenmal von der erstaunlichen Vision erzählte, die ihm im Jahre 1820 zuteil geworden war, konnten sich seine Nachbarn wohl kaum vorstellen, wie wichtig dieses Ereignis war und wie viele Millionen Menschen Josph Smith nachhaltig beeinflussen würde. Nachdem der Prophet am 27. Juni 1844 den Märtyrertod erlitten hatte, nahm die Welt allgemein an, das von ihm begonnene Werk werde nun zerfallen, denn auch jetzt noch hatte sie keine Vorstellung von Joseph Smith' Sendung und Berufung.

Als Joseph Smith das Buch Mormon übersetzt und die Kirche Jesu Christi gegründet hatte, nahm er freudig jede Gelegenheit wahr, seinen Werdegang zu schildern und das Evangelium zu verkündigen — allen, die ehrlich daran interessiert waren.

Unter dem 1. März 1842 schrieb der Prophet folgendes in sein Tagebuch: „Auf Ersuchen von Mr. John Wentworth, dem Herausgeber und Inhaber des ‚Chicago Democrat', habe ich die folgende kurze Darstellung verfaßt. Sie handelt vom Aufstieg, Fortschritt und Glauben der Heiligen der Letzten Tage — ich hatte die Ehre, auf Gottes Geheiß diese Gemeinschaft gründen zu dürfen — und davon, wie sie von ihren Feinden verfolgt wurden. Mr. Wentworth hat mir erklärt, er wolle diese Schilderung seinem Freund, Mr. Bastow, zukommen lassen, der gerade die Geschichte von New Hampshire (amerikanischer Bundesstaat; Anm. d. Üb.) abfasse. Da Mr. Bastow geeignete Schritte unternommen hat, um korrekte Informationen einzuholen, werde ich von ihm nichts weiter verlangen, als meine Darstellung vollständig zu veröffentlichen — frei von jeder Ausschmückung oder Entstellung."

Für den vom Propheten erwähnten Brief hat sich in der Kirche allmählich die einfache Bezeichnung „Wentworth-Brief" eingebürgert. B. H. Roberts, der dem Ersten Rat der Siebzig angehört hatte und als gelehrter Historiker der Kirche bekannt war (1857 — 1933), hat sich wie folgt über den Wentworth-Brief geäußert: „(Er ist) eines der kostbarsten Dokumente in der Literatur unserer Kirche. In diesem Brief hat der Prophet zum erstenmal eine zusammenhängende Schilderung der Ereignisse veröffentlicht, auf die das erhabene Werk der Letzten Tage zurückgeht . . . Eine derart bündige Darstellung ist in geschichtlichen Dokumenten eine Seltenheit; in der gesamten Literatur unserer Kirche wird sie darin gewiß nirgends übertroffen. Auf wenigen Seiten . . . werden die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse in der Kirche bemerkenswert vollständig beschrieben, wird ihre Lehre in gedrängter Form umrissen. Joseph Smith erfaßt darin einen Zeitraum von 36 Jahren, nämlich die Zeit von seiner Geburt (1805), womit die Ereignisse ihren Anfang nahmen, bis zu dem Monat, wo dieser Bericht veröffentlicht wurde (März 1842). Seine Zusammenfassung der kirchlichen Lehre, seither unter der Bezeichnung ‚Die Glaubensartikel' bekannt, . . . ist kein mühsam zusammengewürfeltes Stückwerk von Scholastikern, die sich in

Fragen der Lehre erst einigen mußten, sondern wurde durch Inspiration als Ganzes in einem einzigen Gang hervorgebracht ... Die Deutlichkeit und Verständlichkeit, Einfachheit und Gedrungenheit, womit der Prophet Joseph Smith die Grundsätze unserer Religion dargelegt hat, können als zuverlässiger Beweis dafür gelten, daß er von Gott inspiriert wurde" (History of the Church, IV:535).
Weil die Glaubensartikel von so grundlegender Bedeutung sind und in der Köstlichen Perle und andernorts (denken wir nur an die Tausende von Visitenkarten der Missionare mit den Glaubensartikeln auf der Rückseite!) veröffentlicht sind, sehen einige darin vielleicht nichts Besonderes mehr. Liest man sie jedoch gründlich und in ihrem ursprünglichen Zusammenhang, so erkennt man von neuem ihre große Bedeutung.

Der Herausgeber

Ich wurde am 23. Dezember 1805 in Sharon, Landkreis Windsor, im Bundesstaat Vermont geboren. Als ich zehn Jahre alt war, zogen meine Eltern nach Palmyra/New York, wo wir ungefähr vier Jahre wohnten, bis wir weiter nach Manchester zogen. Mein Vater war Farmer und bildete mich in der Landwirtschaft aus. Mit 14 Jahren fing ich an, darüber nachzusinnen, wie wichtig es ist, daß man sich auf sein künftiges Dasein vorbereite; und als ich mich mit Fragen zum Plan der Erlösung befaßte, entdeckte ich, daß die religiöse Welt völlig zerstritten war. Von jeder Gemeinschaft wurde mir der Weg zur Errettung anders beschrieben; jede stellte ihr Glaubensbekenntnis als das vollkommenste hin. Ich kam zu dem Schluß, daß hier etwas nicht stimmen könne und daß Gott niemals einen solchen Wirrwarr verursachen würde. So beschloß ich, die Sache eingehender zu prüfen, denn ich war überzeugt: Wenn es eine Kirche Gottes gibt, kann sie nicht in mehrere Parteien zersplittert sein, und wenn er einer Gemeinschaft geboten hat, ihn in bestimmter Weise zu verehren und bestimmte heilige Handlungen zu vollziehen, so kann er einer anderen keine völlig entgegengesetzten Grundsätze geben.
Weil ich an das Wort Gottes glaubte, verließ ich mich auf die Worte des Jakobus: „Wenn aber jemandem unter euch Weisheit mangelt, der bitte Gott, der da gern gibt jedermann und allen mit Güte begegnet, so wird ihm gegeben werden" (Jakobus 1:5). Ich zog mich an einen abgeschiedenen Ort im Wald zurück und begann, den Herrn anzurufen. Während ich inbrünstig betete, wurde mein Sinn von meiner äußeren Umgebung entrückt, und es ergriff mich eine Vision, in der ich zwei herrliche Wesen sah. Sie glichen einander genau in ihren Zügen und in ihrer Gestalt und waren von strahlendem Licht umhüllt, das selbst die Leuchtkraft der Mittagssonne übertraf. Sie sagten mir, keine Konfession glaube an die wahre Lehre und Gott erkenne keine von ihnen als seine Kirche und sein Reich an. Die beiden Wesen verboten mir ausdrücklich, mich einer dieser Gemeinschaften anzuschließen, und verhießen mir, daß man mir später das vollständige Evangelium kundtun würde. Am Abend des 21. September 1823 — ich betete gerade zu Gott und rang um Glauben an die kostbaren Verheißungen der Schrift — wurde mein Zimmer plötzlich von einem Licht erfüllt. Es war hell wie der Tag, jedoch viel reiner, erhabener und strahlender als das gewöhnliche Tageslicht, ja, zunächst schien es, als sei das Haus von verzehrendem Feuer erfüllt. Es war

solcherart, daß mir der Schreck in alle Glieder fuhr. Sogleich stand ein Wesen vor mir, von einer Herrlichkeit umgeben, welche die mich bereits umfangende Herrlichkeit noch übertraf. Es war ein Bote, der sich als ein von Gott gesandter Engel zu erkennen gab. Er sei mit der frohen Botschaft ausgesandt worden, daß das Bündnis Gottes mit Israel — es wurde in alter Zeit geschlossen — bald erfüllt werden solle. In Kürze werde auch das Werk der Vorbereitung auf die Wiederkunft des Messias anheben. Auch sei die Zeit herbeigekommen, wo das vollständige Evangelium mit Vollmacht allen Völkern gepredigt werden solle, um ein Volk für die tausendjährige Herrschaft des Erretters zu bereiten. Der Engel sagte mir, ich sei als Werkzeug Gottes ausersehen worden, einen Teil seiner Absichten in dieser erhabenen Evangeliumszeit auszuführen.
Ich bekam auch Auskunft über die Ureinwohner dieses Landes und über ihre Herkunft — eine kurze Schilderung ihres Ursprungs, ihres Fortschritts und ihrer Zivilisation, ihrer Gesetze und ihrer Regierungen, ihrer Rechtschaffenheit und Schlechtigkeit. Der Engel beschrieb mir, wie Gott diesem Volk seine Segnungen schließlich entzogen hatte. Sodann erfuhr ich von verborgen liegenden Tafeln, worauf in abgekürzter Form die Worte von Propheten eingraviert seien, die einst auf dem amerikanischen Kontinent gelebt hätten. In jener Nacht erschien mir der Engel insgesamt dreimal, und jedesmal tat er mir das gleiche kund. Im Laufe der Zeit erschienen mir häufig Engel Gottes, die mir die Erhabenheit und Herrlichkeit all dessen offenbarten, was sich in den Letzten Tagen zutragen sollte. Schließlich, am Morgen des 22. September 1827, übergab mir der Engel des Herrn die Schrifttafeln.
Diese Tafeln mit den Gravierungen sahen so aus, als wären sie aus Gold. Jede von ihnen war 20 Zentimeter lang und 15 Zentimeter breit. Sie waren nicht ganz so dick wie gewöhnliche Zinnplatten und vollständig mit ägyptischen Schriftzeichen beschrieben. Durch drei Ringe, worauf die Tafeln gereiht waren, wurden sie wie die Blätter eines Buches zu einem Band vereinigt. Der ganze Band war ungefähr 15 Zentimeter stark, und ein Teil davon war versiegelt. Die Schriftzeichen des nicht versiegelten Teils waren klein; es waren schöne Gravierungen. Die ganze Anlage des Buches ließ erkennen, daß es sehr alt sein mußte, und die Schriftzeichen zeugten von großem Geschick in der Gravierkunst. Bei den Schrifttafeln fand sich auch ein seltsamer Gegenstand; in alter Zeit nannte man ihn den Urim und Tummim. Er bestand aus zwei durchsichtigen Steinen, die in ein brillenartiges Gestell gefaßt waren. Dieses wiederum war an einem Brustharnisch befestigt. Vermittels des Urim und Tummim habe ich die Schrifttafeln durch die Gabe und Macht Gottes übersetzt.
In diesem wichtigen und interessanten Buch wird die Geschichte des Alten Amerika dargestellt — von der ersten Landnahme durch Siedler, die nach der Verwirrung der Sprachen vom Turm zu Babel gekommen waren, bis zum Beginn des fünften Jahrhunderts der christlichen Ära. Aus diesen Aufzeichnungen erfahren wir, daß Amerika in alter Zeit von zwei verschiedenen Rassen bewohnt wurde. Die Angehörigen der ersten Rasse wurden Jarediten genannt; sie kamen unmittelbar vom Turm zu Babel. Die zweite Rasse wanderte etwa 600 v. Chr. von Jerusalem her ein. Es waren hauptsächlich Israeliten, Nachkommen Josephs. Etwa zu der Zeit, wo die Israeliten einwanderten, ging das Volk der Jarediten unter, so daß nunmehr die Israeliten das Land innehatten. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr.

wurde das bedeutendste Volk vernichtet, das aus der zweiten Rasse hervorgegangen war. Die Übriggebliebenen sind die Indianer, die jetzt dieses Land bevölkern. In dem Buch wird weiter berichtet, daß der Erlöser nach seiner Auferstehung auf diesem Kontinent erschien und das vollständige Evangelium mit allen damit verbundenen Mächten und Segnungen verkündigte; daß er Apostel und Propheten, Hirten, Lehrer und Evangelisten bestellte und die gleiche Ordnung und das gleiche Priestertum, die gleichen heiligen Handlungen und Gaben, Mächte und Segnungen begründete wie in der östlichen Hemisphäre; daß das Volk später wegen seiner Übertretungen vernichtet wurde und daß den letzten Propheten unter ihnen geboten wurde, eine Zusammenfassung der Prophezeiungen, geschichtlichen Ereignisse usw. niederzuschreiben und diese Aufzeichnungen in der Erde zu verbergen; diese sollen in den letzten Tagen hervorgebracht und mit der Bibel vereinigt werden, denn dies diene den Absichten Gottes. Näheres möge man dem Buch Mormon selbst entnehmen; man kann es entweder in Nauvoo oder von einem unserer reisenden Ältesten erwerben.

Sobald die Nachricht von dieser Entdeckung bekannt wurde, breiteten sich verzerrte Darstellungen dieses Geschehens und Verleumdungen in Windeseile in alle Himmelsrichtungen aus. Mein Haus wurde häufig von Pöbelrotten und Menschen mit bösen Absichten belagert. Mehrmals wurde auf mich geschossen, und ich entging dem Tod nur um Haaresbreite. Man wandte jede erdenkliche List an, um mich der Platten zu berauben, aber Gott stand mir mit seiner Macht und seinem Segen bei, und mehrere begannen meinem Zeugnis zu glauben.

Am 6. April 1830 wurde die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in Fayette, Landkreis Seneca im Bundesstaat New York, gegründet. Einige wenige Männer wurden durch den Geist der Offenbarung und Prophetie berufen und ordiniert und begannen zu verkündigen, was ihnen der Geist eingab. Zwar waren sie schwach, doch wurden sie durch die Macht Gottes gestärkt und führten viele zur Buße. Diese wurden durch Untertauchen im Wasser getauft und durch Handauflegen mit dem Heiligen Geist erfüllt. Sie hatten Visionen und weissagten; Teufel wurden ausgetrieben und Kranke durch Handauflegen geheilt. Von nun an machte das Werk erstaunlich schnelle Fortschritte. Bald wurden Gemeinden in New York und Pennsylvania, Ohio und Indiana, Illinois und Missouri gegründet. Im letztgenannten Bundesstaat wurde im Landkreis Jackson eine ansehnliche Siedlung ins Leben gerufen. Die Menschen schlossen sich der Kirche in großer Zahl an, so daß unsere Schar schnell größer wurde. Wir erwarben große Ländereien, und unsere Farmen warfen überreiche Erträge ab. Im häuslichen Kreis und in der Nachbarschaft lebte ein jeder friedlich und glücklich. Viele unserer Mitbürger jedoch, die nicht der Kirche angehörten, waren sehr niederträchtig. Sie waren aus zivilisierten Gebieten ins Grenzland geflohen, um sich dem Zugriff der Gerechtigkeit zu entziehen. Mit ihren nächtlichen Ausschweifungen und ihrer Sabbatschändung, ihren Pferderennen und Glücksspielen wollten wir nichts zu schaffen haben. Zunächst machten sie sich nur über uns lustig, doch dann fingen sie an, uns zu verfolgen, und schließlich tat sich eine Pöbelrotte zusammen, die viele unserer Brüder teerte und federte und auspeitschte. Zuletzt trieben sie sie gegen Recht und Gesetz unmenschlich aus ihren Häusern. Heimatlos wanderten die Heiligen über die öde und kalte Prärie, bis die Kinder Blutspuren in der Prärie

hinterließen. All dies geschah im November, in einer rauhen Jahreszeit; das weite Himmelszelt war das einzige Obdach der Heiligen. Die Regierung ignorierte diese Vorgänge einfach, und obwohl wir Besitzurkunden für unser Land vorweisen konnten und kein Gesetz übertreten hatten, konnten wir keinen Schadenersatz erlangen.

Wir hatten viele Kranke; auch diese wurden in unmenschlicher Weise aus ihren Häusern verjagt; sie mußten diese grausame Behandlung über sich ergehen lassen und sich ein Obdach suchen, wo es kein Obdach gab. So starb ein großer Teil der Kranken, weil ihnen die notwendige Ruhe und Pflege versagt war. Viele Kinder verloren ihre Eltern; die Frau verlor ihren Mann, der Mann seine Frau. Der Pöbel nahm unsere Farmen mit vielen Tausenden Rindern und Schafen, Pferden und Schweinen in Besitz. Hausrat und Ladeninventar, Druckerpresse und Lettern wurden zerstört oder geraubt.

Viele unserer Brüder wanderten in den Landkreis Clay, wo sie drei Jahre, bis 1836, blieben. Dort waren sie von Gewalttaten verschont, wenn ihnen solche auch angedroht wurden. Im Sommer 1836 wurden diese Drohungen jedoch ernster. Es fanden öffentliche Versammlungen statt, Resolutionen wurden angenommen, und man drohte uns mit Rache und Vernichtung. So wurde die Lage wieder für uns gefährlich, und wir erinnerten uns nur zu gut daran, wie man uns im Landkreis Jackson behandelt hatte. Dort hatten die Behörden dem Geschehen tatenlos zugesehen, und der Pöbel prahlte damit, daß es in diesem Landkreis nicht anders sein würde. Wir wandten uns an die Obrigkeit und mußten erfahren, daß die Prahler recht hatten. Wiederum verloren wir unsere Habe, wurden aus unseren Häusern getrieben und litten viele Entbehrungen.

Wir ließen uns nun in den Landkreisen Caldwell und Daviess nieder und legten dort ausgedehnte Siedlungen an. Diese neuen Landkreise waren nur dünn besiedelt, und so hofften wir, daß man uns dort nicht abermals belästigen



„Ich (hatte) das Zeugnis des Jakobus wahr gefunden: wem Weisheit mangle, könne Gott bitten und sie von ihm erhalten, und er werde nicht dafür getadelt werden.

Denn ich hatte ein Gesicht gesehen; ich wußte es, und ich wußte, daß Gott es wußte; ich konnte es nicht verleugnen, und hätte es auch nicht gewagt, weil ich wußte, daß ich dadurch Gott beleidigen und mich unter Verdammnis bringen würde“ (Joseph Smith 2:26, 25).

würde. Aber auch hier war es uns nicht vergönnt, in Frieden zu leben. 1838 griff uns der Mob erneut an. Der Gouverneur des Bundesstaates, Mr. Boggs, erließ einen Ausrottungsbefehl, und so streifte mit gesetzlicher Billigung eine organisierte Räuberbande durchs Land. Diese Banditen raubten unser Vieh und brachten viele von uns kaltblütig um. Unsere Frauen wurden geschändet, und wir mußten unseren Besitz unter Todesandrohung überschreiben.

Nachdem wir jede Schmach erduldet hatten, die eine menschliche ruchlose Bande von Plünderern ersinnen konnte, wurden zwölf- bis fünfzehntausend Seelen — Männer, Frauen und Kinder — aus ihren Häusern und von ihrem Land vertrieben, obwohl sie Besitzurkunden dafür innehatten. Heimatlos und ohne den Beistand von Freunden mußten sie im tiefen Winter als Verbannte über die Erde wandern und in einem freundlicheren Landstrich bei weniger barbarischen Menschen Zuflucht suchen. Viele wurden infolge der Kälte und der Entbehrungen krank und starben. Ehefrauen trauerten um ihren Mann, verwaiste Kinder um ihre Eltern. Es fehlt mir an der Zeit, all das Unrecht und die Mordtaten und Diebereien, all das Leid und Elend zu schildern, die der Staat Missouri durch seine barbarischen, unmenschlichen und gesetzwidrigen Maßnahmen verursacht hat.

Unter diesen Umständen trafen wir 1839 im Bundesstaat Illinois ein. Dort wurden wir gastlich aufgenommen und fanden ein freundliches Zuhause. Hier lebten Menschen, die bereit waren, sich von den Grundsätzen des Rechts und der Menschlichkeit leiten zu lassen. Im Landkreis Hancock haben wir begonnen, eine Stadt zu erbauen; wir haben ihr den Namen „Nauvoo“ gegeben. Wir sind ungefähr sechs- bis achttausend Seelen, doch lebt im umgebenden Landkreis und in fast allen anderen Landkreisen des Bundesstaats noch eine große Zahl Heiliger der Letzten Tage. Man hat uns eine Stadtverfassung und die Satzung für eine Legion bewilligt, die gegenwärtig ungefähr 1.500 Soldaten zählt. Daneben besitzen wir die Satzung für eine Universität und eine Landwirtschafts- und Fabrikationsgenossenschaft. Wir haben eigene Gesetze und Beamten und genießen alle Rechte freier und aufgeklärter Bürger.

Die Verfolgungen konnten die Ausbreitung der Wahrheit nicht verhindern, im Gegenteil, sie haben sie noch beschleunigt. Die Ältesten der Kirche sind stolz auf die Sache, für die sie eintreten, und sind sich ihrer Unschuld bewußt. Sie glauben fest daran, daß ihre Sache auf Wahrheit gegründet ist. In diesem Geist sind sie trotz Verleumdungen und falscher Anschuldigungen ausgegangen und haben das Evangelium in fast jedem amerikanischen Bundesstaat verkündigt. Auf diese Weise ist das Evangelium in unseren Städten und Dörfern verbreitet worden und hat Tausende unserer intelligenten, edlen und patriotisch gesinnten Bürger dazu bewogen, dem göttlichen Geheiß Folge zu leisten und sich von dieser heiligen Wahrheit regieren zu lassen. Das Evangelium ist auch in England und Irland, Schottland und Wales gepredigt worden, wohin 1840 einige unserer Missionare gesandt worden sind. In diesen Ländern haben sich fünftausend Seelen um das Banner der Wahrheit geschart, und in jedem Land schließen sich die Menschen jetzt in großer Zahl der Kirche an.

Unsere Missionare werden zu vielen Völkern gesandt. In Deutschland und Palästina, Neuholland und Australien, Indien und anderen Staaten ist das Banner der Wahrheit aufgerichtet worden. Kein Gottloser kann den Fortschritt dieses Werkes hemmen. Auch wenn sich Verfolgungen erheben und der Pöbel sich zusammenrottet,

Armeen aufgestellt und Verleumdungen in Umlauf gesetzt werden — die Wahrheit Gottes wird kühn, edel und unaufhaltsam ausgehen, bis sie alle Kontinente und Länder durchdrungen und jedes Ohr sie vernommen hat, bis die Absichten des Allmächtigen vollendet sind und der erhabene Jehova sagen wird: „Es ist vollbracht!"

Wir glauben an Gott, den ewigen Vater, und an seinen Sohn Jesus Christus und an den Heiligen Geist.

Wir glauben daran, daß der Mensch für seine eigenen Sünden bestraft werden wird und nicht für Adams Übertretung.

Wir glauben daran, daß — dank der Versöhnung durch Christus — alle Menschen errettet werden können, sofern sie die Gesetze und Verordnungen des Evangeliums befolgen.

Wir glauben daran, daß dies die ersten Grundsätze und Verordnungen des Evangeliums sind: erstens der Glaube an den Herrn Jesus Christus; zweitens die Buße; drittens die Taufe durch Untertauchen zur Vergebung der Sünden; viertens das Händeauflegen für die Gabe des Heiligen Geistes.

Wir glauben daran, daß man durch Prophezeiung und das Händeauflegen derer, die Vollmacht haben, von Gott berufen sein muß, um das Evangelium zu predigen und dessen heilige Handlungen zu vollziehen. Wir glauben an die gleiche Organisation, wie sie in der Urkirche bestanden hat, nämlich Apostel, Propheten, Hirten, Lehrer, Evangelisten usw.

Wir glauben an die Gabe der Sprachen, des Prophezeiens, der Offenbarung, der Visionen, des Heilens, des Übersetzens von Sprachen usw.

Wir glauben daran, daß die Bibel, soweit richtig übersetzt, das Wort Gottes ist; Großes und Wichtiges über das Reich Gottes offenbaren wird.

Wir glauben alles, was Gott offenbart hat, und alles, was er jetzt offenbart, und wir glauben daran, daß er noch viel Großes und Wichtiges offenbaren wird, was das Reich Gottes betrifft.

Wir glauben an die buchstäbliche Sammlung Israels und an die Wiederherstellung der Zehn Stämme, ferner daran, daß Zion (das Neue Jerusalem) auf dem amerikanischen Kontinent errichtet werden wird, daß Christus persönlich auf der Erde regieren wird und daß die Erde erneuert werden und ihre paradiesische Herrlichkeit empfangen wird.

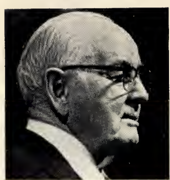
Wir beanspruchen für uns das Recht, Gott den Allmächtigen so anzubeten, wie das Gewissen es uns gebietet, und wir gestehen allen Menschen das gleiche Recht zu — mögen sie anbeten, wie oder wo oder was sie wollen.

Wir glauben daran, daß wir einem König, einem Präsidenten, einem Herrscher, einer Obrigkeit untergeben sein und den Gesetzen gehorchen, sie achten und dafür eintreten sollen.

Wir glauben daran, daß wir ehrlich, treu, keusch, gütig und tugendhaft sein und allen Menschen Gutes tun sollen; ja, wir können sagen, daß wir der Ermahnung des Paulus folgen — wir glauben alles, wir hoffen alles, wir haben vieles ertragen, und wir hoffen alles ertragen zu können. Wo es etwas Tugendhaftes oder Liebenswertes gibt, wenn etwas guten Ruf hat oder lobenswert ist, so streben wir danach.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Joseph Smith



„ERINNERN SIE SICH NOCH AN MICH?“

Spencer W. Kimball

Wenn jemand eine Übertretung begangen hat, muß er, um mit sich selbst leben zu können, einen der beiden folgenden Wege einschlagen. Entweder stumpft er sein Gewissen und sein Gefühl mit „Beruhigungsmitteln“ ab, was ihm nur teilweise gelingen wird, oder er tut Buße und beginnt ein neues Leben. Alma war es, der gesagt hat, ohne Buße gebe es keine Vergebung. Man kann auch nicht Buße tun, ohne Leid auf sich zu nehmen (Alma 39:6). Viele, die gesündigt haben, empfinden ein wenig Reue und richten ein oder zwei kurze Gebete an den Vater im Himmel, um Vergebung zu finden. Dies genügt aber nicht, wenn jemand eine schwere Sünde auf sich geladen hat. Das Gesetz der Keuschheit zu brechen ist nach dem Mord die schwerwiegendste Sünde. Dem Mörder wird weder im irdischen Dasein noch im Jenseits vergeben. Man kann das Gesetz der Keuschheit nicht ungestraft übertreten. Wer dieser Sünde schuldig ist, soll sofort seinen Bischof bzw. die Gemeindepräsidentschaft aufsuchen und sein Herz ausschütten, ohne etwas zu verheimlichen . . .

Auch solche Sünden können vergeben werden, aber dies geschieht nicht dadurch, daß man einfach so tut, als wären sie nicht geschehen. Vielmehr muß man den zuständigen Beamten der Kirche aufsuchen und die Angelegenheit mit ihm bereinigen (Gebietskonferenz in Amsterdam).

Ich möchte von einem kleinen Erlebnis erzählen, daß ich im Tempel in Salt Lake City hatte. Ich ging gerade einen langen Flur hinunter, um in einen Raum zu gelangen, wo ich ein junges Ehepaar siegeln wollte.

Nach der Zeremonie folgte mir aus dem Raum eine Frau und fragte sehr aufgeregt: „Bruder Kimball, erinnern Sie sich noch an mich?“ Ich war verlegen. Es schien unglaublich, aber ich konnte sie einfach nicht „unterbringen“. Es war mir sehr peinlich, habe ich doch Tausende von Menschen kennengelernt. Schließlich sagte ich: „Es tut mir leid, aber ich kann mich an Sie nicht erinnern.“ Die Schwester war aber nicht enttäuscht, sondern ihr Gesicht leuchtete erfreut auf. Sie war erleichtert und sagte: „O, ich bin so dankbar, daß Sie sich nicht mehr an mich erinnern können. Ich habe einmal mit meinem Mann eine ganze Nacht bei Ihnen zugebracht, als wir versuchten, ein neues Leben zu beginnen. Wir hatten gesündigt und kämpften darum, uns von diesen Sünden zu befreien. Sie haben sie die ganze Nacht darum bemüht, uns dabei zu helfen.“ Sie fuhr fort: „Inzwischen haben wir Buße getan und uns völlig geändert. Ich bin froh, daß Sie mich vergessen haben, denn wenn Sie, ein Apostel, sich nicht mehr an mich erinnern können, erinnert sich der Erlöser meiner Sünden vielleicht auch nicht mehr.“ Ihr Gesichtsausdruck zeigte, wie erleichtert sie war. Sie sagte: „Ich danke Ihnen. Vielleicht erinnert sich der Herr nicht mehr an meine Sünden.“ In der Schrift heißt es, daß der Herr unserer Sünden nicht mehr gedenkt, wenn wir völlig dafür Buße tun und ein ganz neues Leben beginnen (Gebietskonferenz in Amsterdam, Priestertumsversammlung vom 7. August 1976).